Nr. 8 Bromberg, den 5. Mai 1933. Jahrgang 13

Deutsche Schulzeitung in Polen

Herausgegeben vom Landesverband deutscher Lehrer und Lehrerinnen in Polen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Hopp, Bromberg, für die Anzeigen: Helene Kaschik, Bromberg.

Verlag: W. Johne's Buchhandl., Inh. „Legut", Spółdz. z o. o., Bydgoszcz, Plac Wolności 1. Nachdruck m. Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Einladung zur Vertretertagung. — Der sog. Neutomischeler Protest. — Erweckung einer Landschaft. — Die Geographie auf der Schule. — Kartenlesen und Kartenverständnis. — Gesangmethoden und Gesangunterricht. — Aus dem Verbandsleben. — Büchertisch. — Anzeigen.

Wahrhaft groß sein heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen. Shakespeare

Die Vertreterversammlung

des Landesverbandes deutscher Lehrer und Lehrerinnen in Polen

findet am 19., 20. und 21. Juni 1933

in **Gnesen** statt.

Wir laden alle Bundesmitglieder herzlich dazu ein.

Tagungsplan:

Montag, den 19. Juni

8 Uhr Aufsichtsratssitzung der „Legut"
9 Uhr Generalversammlung der „Legut"
11 Uhr Hauptvorstandssitzung
11 Uhr Jahresversammlung des Bezirksvereins Posen
13 Uhr Gemeinsames Mittagessen
16–19 Uhr Zwei Vorträge
20 Uhr Heimatabend

Dienstag, den 20. Juni

9 Uhr Vertreterversammlung des Landesverbandes
a) Geschäftliches (§ 5 der Satzungen)
b) Vortrag (Erdkunde)
c) Verschiedenes
13 Uhr Mittagessen
15 Uhr Vortrag (Berufsberatung)
19 Uhr Theater- und Gesellschaftsabend

Mittwoch, den 21. Juni

9 Uhr Ausflug ins Welnatal nach Mühlburg 16 Uhr Besichtigung des Domes

Der Geschäftsführende Ausschuß

Jendrike Greckisch Hopp Schmelzer Schilberg

Der sog. Neutomischeler „Protest".

Aller Dinge schlimmstes ist Genossenschaft mit Schlimmen. **Äschylos**, Sieben vor Theben

Unter dem 2. 4. 1933 bringt der „Ilustrowany Kurjer Codzienny" folgendes:

Aus Bolewicko, Kreis Neutomischel, wird uns geschrieben: Die Lehrerschaft polnischer und deutscher Nationalität, versammelt auf einer Bezirkskonferenz in Miedzychowo, Kreis Neutomischel, erhob feierlichen Protest gegen den rücksichtslosen, barbarischen und einfach unmenschlichen Terror, welchen die Behörden und die deutsche Gesellschaft in bezug auf die polnische Schuljugend ausüben.

Dieser Protest, der mit 20 Unterschriften der polnischen und deutschen Lehrer versehen ist, hat folgenden Wortlaut:

„Wir protestieren im Gefühl des großen Unrechts, welches der polnischen Schuljugend in Deutschland zugefügt wird, und als Lehrer eines Bezirks, in welchem die Mehrzahl der Schulen die deutsche Unterrichtssprache besitzt, stellen wir fest, daß

1. die deutschen Kinder der hiesigen Schulen völlige Freiheit genießen, nicht nur während des Unterrichts, sondern die deutsche Sprache auch während der Pausen, Ausflügen und Schulfeiern erklingt und das dieses niemand verletzt! Als Beispiel seien die traditionellen „Kinderfeste" (Tag des Kindes) erwähnt.

2. So mancher Groschen der polnischen Gemeinschaft wird für den Unterhalt der deutschen Schulen bestimmt.

3. Die bestehenden deutschen Schülerbibliotheken werden von Jahr zu Jahr vergrößert.

4. Die Lehrerschaft, Gesellschaft und die polnischen Behörden verhalten sich den Kindern gegenüber ohne Rücksicht auf Nationalität und Bekenntnis gleichmäßig mit dem größten Wohlwollen.

5. Von dem Verhalten der polnischen Behörden den deutschen Schulen gegenüber zeugen verschiedene bequeme Einrichtungen, als z. B. die Erlaubnis, daß deutsche Kinder aus Ortschaften, in denen es keine Schulen mit deutscher Unterrichtssprache gibt, die Schulen in den Nachbarortschaften besuchen dürfen; ferner widersetzen sich die polnischen Behörden nicht, wenn in den Schulräumen der öffentlichen Volksschulen evangelische Gottesdienste abgehalten werden.

6. Das Verhalten der polnischen Behörden der Lehrerschaft gegenüber ist ohne Rücksicht auf die Nationalität in jeder Hinsicht gerecht und taktvoll.

7. Die besten kollegialen Beziehungen zwischen der Lehrerschaft können als Zeugnis eines harmonischen Zusammenlebens dienen.

Es folgen 20 polnische und deutsche Unterschriften.

Wieviel Freiheiten genießt also das deutsche Schulwesen in Polen, während gleichzeitig die Bedingungen für das polnische Schulwesen in Deutschland furchtbar und beklagenswert sind!..."

*

Die Wahrheit.

Am 25. 2. 1933 fand in Miedzychowo, Kreis Neutomischel, eine Bezirks-Lehrerkonferenz statt. Anwesend waren 10 polnische und 7 deutsche Lehrer. Der polnische Lehrer Kubicki wollte seinen „Protest" gegen die angebliche Schreckensherrschaft über die polnische Minderheit in Deutschland zum allgemeinen Beschluß erheben. Sein Antrag fand nur bei drei polnischen Kollegen volle Unterstützung. Der im „Kurjer Codzienny" veröffentlichte Protest wurde in der Sitzung weder formuliert, noch beschlossen. „Die zwanzig Unterschriften polnischer und deutscher Lehrer" sind eine reine Erfindung Kubickis.

*

Den vier Vätern des Protestes müssen wir zu ihren „7 Punkten" folgendes zur Kenntnis geben:

1. Auch in den polnischen Schulen in Deutschland erklingt die polnische Sprache nicht nur während des Unterrichts, sondern auch während der Pausen, Ausflüge und Schulfeiern. Dort werden auch Geschichte, Erdkunde, Turnen, Zeichnen und Handarbeit in der Muttersprache erteilt, während diese Unterrichtsfächer in den deutschsprachigen Schulen Polens in zunehmendem Maße in polnischer Sprache gegeben werden müssen. Im Kreise Neutomischel z. B. gibt es schon vier solcher deutschen Schulen mit durchbrochenem Charakter.

2. Umgekehrt kommen die Steuergelder der Deutschen in Polen auch den polnisch-sprachigen Schulen zugute.

3. Leider werden deutschen Schulbibliotheken in Polen auch polnische Bücher zugewiesen, die das Deutschtum in Wort und Bild gröblich verletzen. (Dr. Jablczyński: „Walka dziatwy polskiej z pruską szkołą". Erinnert sei auch an ein gewisses „Jugendbuch", herausgegeben vom Verein polnischer Mittelschullehrer, das die Deutschen als Barbaren hinstellt. Ein polnischer Lehrer im Kreise Mewe gab es seinen deutschen Schülern als Hauslektüre.)

4. Dieses „größte Wohlwollen" der polnischen Lehrerschaft, Gesellschaft und Behörden hat es zulassen können, daß viele Tausend deutscher Kinder in Polen ihre deutschsprachige Schule verloren.

5. Leider gibt es zahlreiche Schulbezirke, wo deutsche Kinder die benachbarte deutsche Schule nicht besuchen dürfen, trotzdem sie es gerne wollen. Sie müssen nach wie vor die polnische Schule am Orte besuchen.

Wer hat die öffentlichen Volksschulen im Kreise Neutomischel, in denen evangelische Gottesdienste gehalten werden, erbaut? Wer hat Geldopfer für sie gebracht? In erster Linie evangelische Deutsche. — Es ist aber wiederholt im neuen Polen vorgekommen, daß man Deutsch-Evangelischen ihre eigenen Bethäuser streitig machte. (Siehe Kongreßpolen!)

6./7. Von einem „harmonischen Zusammenleben" innerhalb der Lehrerschaft sollte nur der „Streber" Kubicki nicht sprechen. Er ist bei seinen polnischen und deutschen Kollegen höchst unbeliebt. Die Veröffentlichung seines erdichteten „Protestes" mit den sagenhaften „20 Unterschriften" ist ein Beispiel von Unkollegialität, wie es kaum noch überboten werden kann. Ein Kollege, der auf harmonisches Zusammenleben hält, lügt nicht im Namen seiner Bezirkskonferenz!

*

Der edle „Ilustrowany Kurjer Codzienny" schließt das Elaborat des edlen Kubicki mit dem selbstgefälligen Urteil: „Wieviel Freiheiten genießt also das deutsche Schulwesen in Polen, während gleichzeitig die Bedingungen für das polnische Schulwesen in Deutschland furchtbar und beklagenswert sind!"

Die „furchtbare" und „beklagenswerte" Lage der polnischen Minderheitenschule in Deutschland erhält durch folgende Tatsachen ein eigenartiges Licht:

Im Bezirk Allenstein gibt es 14 polnische Privatschulen, von denen drei nur je 9 Schüler haben. Skabaiten fing sogar mit 2 (in Worten: zwei) Schülern an. (In Polen hat man wiederholt begründete Anträge auf Genehmigung von deutschen Privatschulen mit 20 und mehr Kindern **abschlägig** beschieden.)

Im Bezirk Stuhm gibt es 10 polnische Privatschulen, von denen Hohendorf 4, Pr. Damerau 8, Neumark 9 Schüler haben. (Jenseits der Grenze, auf benachbarter polnischer Seite, hat die Behörde in Dirschau die lebensfähige, 140 Schüler zählende höhere deutsche Privatschule geschlossen.)

Im Bezirk Flatau-Schneidemühl gibt es 21 polnische Privatschulen, von denen Gr. Friedrichsburg 8, Seedorf 13 Schüler haben. (In dem Flatau benachbarten polnischen Konitz hat die Behörde die lebensfähige, 160 Schüler zählende deutsche höhere Privatschule geschlossen.)

Ähnlich liegen die Verhältnisse in den Kreisen Bomst und Bütow und in Deutsch-Oberschlesien.

Die Lehrer an den polnischen Privatschulen in Deutschland sind alle Polen und zum größten Teil polnische Staatsbürger. (In Polen dürfen reichsdeutsche Lehrer **nicht** unterrichten.)

Erweckung einer Landschaft.

Von **Walter Singer.**

Es ist noch nicht die Zeit, da die Natur auch ein wenig empfindliches Auge durch die Kraft und Vielfalt ihrer Farben zur Aufmerksamkeit zwingt, da der Reichtum ihrer Gestalten so deutlich wird, daß auch der Gleichgültige ihn bemerkt und das nüchternste Herz aus seinem ruhigen Gang gerät. Es ist noch nicht die Zeit, da auch die ärmste Landschaft in Flor und Flimmer liegt. Die Sinne müssen nach einem farben- und lichtarmen Winter, nach einem einsamen Dorfwinter, voll Hunger sein, die Augen müssen oft hoffend über graue Wiesenflächen geglitten sein, um nun zu bemerken, daß sie ein smaragdener Schimmer überfliegt. Sie müssen forschend totes Ackerland betrachtet haben, um nun zu sehen, daß es gleichsam unruhig wird und sich belebt, ein blasses Gesicht, das sich langsam mit Blut füllt.

In dieser Zeit führe ich lang gerufene Menschen, die nun auf einem Besuch die Wirklichkeit dessen, was in Briefen stand, zu sehen wünschen, durch meine Landschaft. Meine Landschaft. Seltsamer Besitz, der die landläufige Idee des Besitzes der Naivität überführt.

Von einer leichten Anhöhe aus führe ich die Augen dieser Menschen über die Landschaft hin. Zu unseren Füßen drängen sich niedrige Häuser um eine Kirche, die sie nur um weniges überragt. Beide bekunden den mangelnden Sinn ihrer Erbauer für Schmuck und Putz. Ich mache darauf aufmerksam, daß hier das Wesen der umgebenden Natur, vom Menschen aufgenommen, in seinen Äußerungen wiederkehre. Ich bitte wohl zu beachten, wie unauffällig die Kirche zwischen den Häusern steht. Die Menschen hier pflegen nicht gern über Dinge zu sprechen, die ihnen auf den Gängen an den Grenzen des Lebens begegnen. Sie sind zurückhaltend, so daß Fremde sie falsch heißen. Pathos macht sie mißtrauisch.

Über ein verzeichnetes Schachbrett von grauen Wiesen und mattfarbigem Ackerland gleitet der Blick weiter und findet nur Halt an den aufgesetzten Figuren kleiner Waldstücke. Föhrenwälder auf Sandinseln, hochstämmig und allzu kleine Kronen tragend, ohne das gern besungene Walddunkel. Das Auge, das diesen prunklosen Wald sieht, kehrt zum Dorf zurück um verwundert festzustellen, wie ähnlich einander die Ausdruckswerte der beiden Architekturen sind, die des Waldes und des Dorfes. Beide gleich einfach, leicht überschaubar, ohne das Festliche reichen Schmuckes. Ich sage das meinen Begleitern und fühle im gleichen Augenblick, daß das, was ich sehe, jetzt sehe, ihnen nicht zu zeigen ist.

Nach tausend oder fünfzehnhundert Schritten über bebautes Land beginnt zusammenhängender Wald. Das Grau der Föhrenkronen dehnt sich bis an den Horizont. Keine Bewegung der Farbe, kein erregender Wechsel der Höhe erweckt ihre ruhende Fläche zu Leben. Das Auge kehrt sich enttäuscht ab.

Wir wenden uns. Eine Stunde entfernt, beschließt hier die Sicht über eine Fläche, die das Auge durch nichts zum Halten zwingt, ein langhingezogener Hügel. Ich führe den Blick der mit mir Beobachtenden über seinen nackten, langsam steigenden Rücken bis zum jähen Abbruch. Unter spärlich hingestreuten Fichten liegt dort roter Sand zutage

Aufmerksame Augen sind meiner Führung gefolgt, gewiß willens, das schön zu finden, was ich liebe. Allein ich suche vergebens in ihnen die leiseste Spur eines erregten Herzens. Ich weiß, was meine Begleiter jetzt verschweigen. Das, was ich in seiner Einfachheit verstehen und lieben gelernt habe, nennen sie nüchtern, kahl und arm. Nein, diese Landschaft ist nicht so beschaffen, daß sie Rufe des Entzückens auslöst. Und wenn mich nun diese Menschen verlassen, so werden sie wohl mich, der in dieser Öde zurückbleiben muß, bedauern.

Ich verstehe das gut. So wie sie, voll Ablehnung, bin ich selbst einmal vor dieser Landschaft gestanden, mit den gleichen Worten der Verurteilung im Munde. So wie sie dachte ich an die Landschaft, die ich eben verlassen hatte. An die schier endlos ausgedehnten Fichtenwälder unserer Heimat.

Fichtenwälder. In ihnen stehen die Dinge in halber Dämmerung. Undeutlich erscheinen sie und eigentümlich schwebend in dem gebrochenen Licht und so werden sie geheimnisvoll. Das Unterholz beschränkt den Blick auf das Nahe, das durch Reichtum und Vielgestalt verwirrt, um dann plötzlich ein neues, überraschendes Bild freizugeben. Zwischen den Rändern dieser Wälder ziehen fruchtbare Böden hügelauf, hügelab. Die freie Landschaft ist unüberschaubar wie die Wälder. Der Traumsinn des Menschen ist unablässig beschäftigt. Und da dieser nicht vereinfacht, sondern vielmehr das Einzelne ausdenkt, wird dessen Vielfalt noch verwirrender.

An diese Landschaft denken, hieß diejenige, die vor meinen Augen lag, ablehnen. Ich sah mich schon in ihrer Öde heroisch leiden. Zum Glück aber besitzt der Mensch mehr Klugheit als Heroismus. Nach einiger Zeit erschien es mir menschlicher und fördernder, den Widerstand, der unproduktiv macht und verarmen läßt, aufzugeben und zu versuchen, das Wesen dieser neuen Landschaft zu erkennen und mich daran zu bereichern.

Dieser Entschluß mag schon nicht mehr ganz freigefaßt gewesen sein. Die Anbahnung einer Freundschaft im Unbewußten mag ihn gefördert haben. Jedoch, trat bei den ersten Vergleichen das Trennende allzudeutlich und ausschließlich hervor, so wünschte ich nunmehr das Gemeinsame zu entdecken. Irgendwie mußten sich die Gegensätze berühren und über die schmalste Brücke wollte ich den Zugang zu dieser so schwer aufschließbaren Landschaft finden. Dort mußte ich ihn antreffen, wo auch ihr Wesen reich, verwirrend und geheimnisvoll ist. In ihren Wäldern meinte ich es so am ehesten zu sehen.

Nun herrscht im Föhrenwalde ungeminderte Tageshelligkeit. Sein Boden ist wie ausgekehrt; die Bauern hauen da die Streu. Die Waldstücke sind klein. Man sieht zwischen den Stämmen hindurch die Felder an ihren Rändern. Alles steht in ihnen klar und eindeutig vor den Sinnen. Und immer ist der Mensch geneigt, an Dingen, die sich ihm allzuselbstverständlich darbieten, vorbeizugehen.

Aber eines Abends fingen die nackten Föhrenstämme am roten Licht der untergehenden Sonne Feuer. Ein verschlossener Mensch, der sich unerwartet im ruhigen Gespräch zur Leidenschaft entzündet und durch seinen Ausbruch verwirrt. Die Stämme schienen von Sekunde zu Sekunde ihre Gestalt zu wechseln. Blaue Lichter huschten wie Mäuse durch das Rot. Und tief noch im dunkelnden Wald tanzten die Flammen. Das Bekannte war unbekannt und geheimnisvoll geworden. Mit leichtem Beben stand ich noch vor dem Wald, als der Brand schon lange in blauem Dunkel erloschen war.

Ich sah im Abendlicht ein Sandfeld, über das wie unbekannte Tiere blaue, rote und violette Farbflecke liefen. Nun blieb ich auch am Tage, wenn es dürftig und bloß im Sonnenlicht lag, davor stehen. Ich vergaß nicht, welches Wunder in seinen sandigen Wellen schläft. An Rainen und Waldrändern hing das Besengesträuch des Ginsters seine Ampeln aus. Unzählige leuchtende Blüten. Verschwenderischer Reichtum, überraschend in seiner bescheidenen Umgebung. Auf dem freien Ackerland, dessen einfaches Bild ich oft überschaut und mir eingeprägt hatte, wuchsen im Sommer wie durch ein Wunder kleine Laubwälder. Der Hopfen war aufgebunden worden und rankte sich nun an den Stangen in die Höhe. Die Fläche war so unüberschaubar geworden. Immer wieder war der Blick zum Verweilen gezwungen.

In solchen Augenblicken, da diese Landschaft sich in die meiner Erinnerung zu verwandeln schien, schlug sich die Brücke. Und über diese Verbindung strömten alle Liebesgefühle, die bisher allein den erinnerten Bildern gehört hatten. Diese Gefühlsübertragung von dem bekannten auf den unbekannten Gegenstand setzt uns erst instand, uns des fremden zu bemächtigen, ihn uns dauernd einzubilden und einzufügen. Die Liebe, die mich so an das Neue bindet, macht mich bereit, es beharrlich zu beobachten und nichts an ihm bedeutungslos zu finden.

Sie hielt auch vor dem alltäglichen Bild der Landschaft stand und führte mich dazu, in ihm nichts unbeschaut und unbedacht zu lassen, das Wunder im Selbstverständlichen zu suchen. So sah ich plötzlich das Einfache der Landschaft vielfältig zusammengesetzt, in seiner Vielfalt nicht weniger reich als andere Landschaften. Wo diese jedoch in rascher Folge die Farben wechseln, da erschöpft jene sich in Erfindung von Nuancen einer Farbe; wo diese die gegensätzlichsten Formen zeigen, da gestaltet jene eine einzige in allen denkbaren Spielarten aus. Eben dadurch scheint sich diese Natur in allen ihren Stücken zu wiederholen und ohne reiche Einfälle gestaltet. Ihre Einheit ist so vollendet, so ohne Lücke gefügt, daß sie einfach wird wie das Unteilbare.

Nun ist der Mensch mehr geneigt, das Prunkvolle schön zu nennen. Im Wesen des Prunkes liegt es aber, daß aus dem Ganzen das Einzelne noch hervortritt und der größte Prunk — den wir eben noch schön nennen können — ist dort,

wo das Vielfältige die Einheit zu sprengen droht. Wer aber diese prunklose Landschaft schön heißen kann, der, meine ich, hat die Schönheit reiner angeschaut als derjenige, der sie allein im Prächtigen findet. Und vermag er nicht heiterer das Leben zu bewältigen, das sich so oft in Selbstverständlichkeiten wiederholt und das nur zu seinem siebenten Teil aus Sonntagen besteht?

*

Arm erscheint diese Landschaft und die Reisenden, die im Zuge vorbeifahren, ziehen sich bei ihrem Anblick beleidigt von den Fenstern zurück. Wer ihr aber seine Liebe zu schenken vermag, dem vergilt sie reich. Und hätte sie mich nur das gelehrt, das Wunder im Selbstverständlichen zu finden, die Bedeutung im allzu leicht Übersehenen, den Sinn im gedankenlos Geübten zu suchen, so hätte sie meine Liebe mehrfach überschenkt.

Die Geographie auf der Schule.

Von Alfred Hettner.

Wenn ein Fach auf der Universität in erster Linie Wissenschaft sein muß und die praktische Verwendung, sei es zu dem einen oder anderen Zwecke, in zweiter Linie steht, sich erst daran anschließt, so ist das Verhältnis auf der Schule nicht das gleiche. Sie wird vom Prinzip der Erziehung beherrscht, und die einzelnen Fächer werden oder sollten wenigstens so getrieben werden, wie es durch dieses gefordert wird. Nicht nur, daß man die Wissenschaft nicht in ihrem vollen Gehalte, in ihrer ganzen Tiefe behandeln kann, sondern auch daß man große Teile der Wissenschaft weglassen, sich mit bestimmten Teilen begnügen und andererseits andere Wissenschaften hereinziehen darf, die es sich nicht lohnt, auf der Schule zu einem besonderen Unterrichtsfache zu machen. Das scheint mir im geographischen Unterrichte von der Völkerkunde zu gelten. In der Wissenschaft haben sich Länder- und Völkerkunde getrennt, weil Länder und Völker verschiedene Methoden der Untersuchung erfordern und auch ihr Zusammenhang locker ist. Aber in der Schule wird man sich nicht so ängstlich an die eigentlich geographische Behandlung der Völker zu binden brauchen; vielmehr kann der Lehrer von deren Sitten und Gebräuchen erzählen, auch wenn sie nicht in der Natur des Landes begründet sind. Dagegen sollte man die Astronomie nicht in der Ausdehnung hereinziehen, wie es unter der irreführenden Bezeichnung als mathematische oder astronomische Geographie geschehen ist und vielfach noch geschieht; man sollte sich vielmehr auf diejenigen Tatsachen der Astronomie beschränken, die zum Verständnis des Klimas oder anderer geographischer Verhältnisse nötig sind. Das Studium der Astronomie liegt in einem ganz anderen Felde als das Studium der Geographie; der Geographielehrer wird ihr nur ausnahmsweise ganz gewachsen sein. Man sollte sie noch mehr dem mathematischen und physikalischen Unterricht zuweisen, als es heute schon geschieht.

Der geographische Unterricht hat im Laufe der letzten Jahrzehnte große Fortschritte gemacht und wird noch weitere Fortschritte machen, wenn er seine volle Stellung in den oberen Klassen erobert hat; die rückläufige Bewegung, die in einzelnen Ländern eingesetzt hat, wird hoffentlich keinen Erfolg haben. Der große Fortschritt besteht darin, daß an die Stelle des öden Auswendiglernens von Namen und Zahlen zuerst die Auffassung des Kartenbildes und dann immer mehr auch die Anschauung und das Verständnis der Natur der Länder getreten ist. Nur dadurch hat die Geographie einen Bildungswert bekommen, nur dadurch dient sie auch praktischen Zwecken, die über das Orientierungsbedürfnis des Postbeamten hinausgehen. Dabei begnügt sie sich nicht mit der Beschreibung, d. h. der Feststellung der Tatsachen, sondern sucht deren Ursachen darzulegen, soweit sie dem Verständnis des Schülers zugänglich sind. Erst diese ursächliche Auffassung bringt in ein Haufwerk einzelner Tatsachen inneren Zusammenhang, macht aus ihnen, um den modernen Ausdruck zu gebrauchen, eine Ganzheit, und sie hat auch den großen Wert für die allgemeine Bildung des Schülers, daß sie ihn auf die Ordnung in der Welt hinweist und den Sinn für ursächliche Auffassung überhaupt in ihm stärkt. Der ursächliche Zusammenhang aller Dinge läßt sich vielleicht in keinem anderen Fache so gut aufweisen wie gerade in der Geographie, und ich höre mit Befriedigung, daß man aus diesem Grunde auf Handelsschulen die Geographie zum zentralen Bildungsfache machen will.

Ich will nicht auf die einzelnen Fragen des Lehrplanes eingehen, auch nicht die umstrittene Frage erörtern, ob der geographische Unterricht in den oberen Klassen der Schule mehr der allgemeinen Geographie oder einer vertieften Behandlung der Länderkunde gewidmet werden solle. In das Thema dieses Aufsatzes gehört nur die Frage, ob er hauptsächlich der Erkenntnis dienen und sich darum an die geographische Wissenschaft anlehnen oder sich an das Gefühl wenden oder der Politik dienen solle, was beides von manchen Reformern laut gefordert wird.

Die Forderung nach ästhetischer Gestaltung des geographischen Unterrichtes lehnt sich an die wissenschaftliche Richtung an, die die Geographie auf das Bild der Landschaft beschränken will; aber sie geht darüber hinaus, indem sie an die Stelle der bloßen Wahrnehmung die ästhetische Würdigung des Bildes setzt. Ich bin durchaus damit einverstanden, daß die Schule auch den ästhetischen Sinn der Jugend entwickeln soll, und daß auch der geographische Unterricht in dieser Beziehung wirken kann. Auf den Lehrausflügen, die heute mit Recht immer mehr in Aufnahme kommen, kann und soll der Lehrer auch auf die Schönheit in der Landschaft hinweisen; auch bei der Betrachtung von Bildern oder durch lebendige Schilderung kann er das einigermaßen tun. Aber die bloße Mitteilung und gar das Auswendiglernen ästhetischer Schlagworte, die für den Schüler eben nur Worte sind, halte ich für sehr bedenklich, für ebenso bedenklich wie das Auswendiglernen fertiger Urteile über Bilder und Künstler in der Kunst-, über Dichtwerke und Schriftsteller in der Literaturgeschichte; das fördert nur die Halbbildung und auch Unaufrichtigkeit, gewöhnt den Schüler an banale Phrasen, bei denen er sich nichts denkt. Es hat einen viel größeren Wert, auch als Grundlage für die ästhetische Wirkung, wenn dem Schüler der Wesensunterschied z. B. zwischen der Landschaft der deutschen Mittelgebirge und der Alpen oder der deutschen und der italienischen Landschaft in seinen Ursachen klar gemacht wird. Dann wird er im Angesicht der Natur auch in deren Schönheit leichter eindringen, obgleich ihm vielleicht der sprachliche Ausdruck für seine Empfindung der Schönheit noch fehlt.

Die andere methodische Forderung geht auf Geopolitik, d. h. auf geographische Einführung in die praktische Politik. Der geographische Unterricht, wenigstens in den oberen Klassen, kann und soll auch dem politischen Verständnis dienen. So kann er, um nur ein naheliegendes Beispiel zu nennen, dem Schüler die große Bedeutung der zentralen Lage Deutschlands etwa im Vergleiche mit der atlantischen Randlage Frankreichs und der Insellage Englands klar machen; er kann auch darauf hinweisen, wie sich diese zentrale Lage im Weltkriege ausgewirkt hat, kann betonen, daß unsere Politik immer darauf Rücksicht nehmen muß, wenn sie uns nicht wieder ins Unglück führen soll. Er kann ruhig auch auf die Wunden hinweisen, die uns durch den Frieden von Versailles geschlagen worden sind. Aber bei solchen Hinweisen muß er es wohl bewenden lassen. Die praktische Politik, die von jeder Partei verschieden aufgefaßt wird, gehört nicht in die Schule. Der Lehrer, der in der Schule zum Parteipolitiker wird, mißbraucht seine Autorität und setzt sie auch aufs Spiel.

Muris sagt in seinem Aufsatz: „Die Schule soll dem Leben dienen; mit der reinen Wissenschaft ist aber im Leben blutwenig anzufangen." Diesem Satz setze ich den Satz entgegen: Nicht nur die Schule, sondern auch die Universität und die Wissenschaft selbst sollen in letzter Linie dem Leben dienen; aber sie dürfen nicht unmittelbar auf die einzelnen Zwecke des Lebens gerichtet sein, sondern sollen nur im Streben nach Erkenntnis die Grundlagen schaffen, auf denen das praktische Leben, sei es Technik, sei es Wirtschaft, sei es Politik, sei es geistige Kultur, aufbauen, aus denen es sich heraussuchen kann, was es jeweils für seine Zwecke braucht. Ich stimme mit Muris ganz darin überein, daß die Schule nicht nur für die Universität oder überhaupt die Hochschule vorbereiten soll, was mir schon bei der großen Mannigfaltigkeit der Ansprüche, die die verschiedenen Fakultäten und Hochschulen stellen, ein utopischer Gedanke zu sein scheint, sondern daß sie eine in sich abgeschlossene Bildung gewähren soll, daß sie ihre „Eigengesetzlichkeit" hat. Aber gerade darum muß sie, muß in ihr auch der geographische Unterricht alle Seitensprünge vermeiden, darf er sich nicht in praktische Anwendungen zersplittern, darf er sich auch nicht in metaphysischen Schlagworten verlieren, sondern muß er, auf der Wissenschaft aufbauend, dem Schüler eine nach Möglichkeit geschlossene, die ursächlichen Zusammenhänge erklärende Auffassung der Erde und ihrer Länder und Landschaften übermitteln.

Kartenlesen und Kartenverständnis.

Von **A. Burchard.**

Den wesentlichen Vorgang bei der Beschäftigung mit fertig vorliegenden Karten bezeichnet man allgemein mit „Lesen". Trifft hier der Sprachgebrauch das Richtige, so muß die Karte eine logische Gleichsetzung mit einem Schriftstück erfahren, und die Unterschiede zwischen dem Karteninhalt und der Schrift, beide als Ausdrucksmittel aufgefaßt, dürfen nicht so sein, daß sie das Wesen des Begriffes eines Schriftstückes oder einer Karte verrücken. Wie es darum steht, mag zunächst untersucht werden.

Beide Tätigkeiten, Schreiben und Zeichnen, enthalten technische und künstlerische Elemente. Was die letztgenannten Elemente angeht, so spricht man von einer schönen Schrift, von einer schönen Karte. Die ornamentale Wirkung der Schrift tritt nicht nur mannigfach etwa in unserem Kulturkreise, sondern auch beispielsweise recht deutlich im ostasiatischen Straßenbild oder im kultischen Anwendungsbereich der arabischen Buchstaben in Erscheinung, und auf der Karte selbst ist die Beschriftung nicht nur wichtiges Verständigungs-, sondern auch künstlerisches Mittel. Entschließt man sich doch erst in der allerletzten Zeit, und wohl nicht zuletzt unter dem Zwange wirtschaftlicher Not, bei der Darstellung unserer amtlichen Kartenwerke, von der bis zur höchsten ästhetisch wirkenden Vollendung durch geschickte Zeichner ausgebildeten eingezeichneten Schrift zugunsten der eingedruckten Schrift abzugehen[1]). Manche Karten sind künstlerisch so vollkommen, daß sie als Wandschmuck sich nicht nur für die geographischen Anstalten der Hochschulen, sondern auch für das private Arbeitszimmer eignen. Der Schönheitswert der möglichst vollkommenen Karte ist unbestritten, und insofern ist die logische Parallele zur Schrift vorhanden. Demnach sind auch Untersuchungen über Kartenästhetik berechtigt, wie uns M. Eckert ausführlich geboten hat[2]). Sie sind zudem auch notwendig, weil sie der Kartenkritik dienen und damit als Ansporn zu immer höherer Leistung in Kartenzeichnung und -druck anspornen. Doch kommt es bei der oben vorgezeichneten Parallele nicht allein auf den Schönheitswert, sondern auch auf den Wahrheitswert an. Daß einem Schriftstück Wahrheitswert innewohnt, insofern als es das darstellt, was auch als gesprochenes Wort wirklich sein kann, ist ebenso richtig wie die Tatsache, daß die Schrift den Zweck der Darstellung des Gesprochenen erreicht, soweit dem bloßen Mitteilungsbedürfnis Genüge geschehen soll und nicht Leistungen vom geschriebenen Wort verlangt werden, die es nicht erfüllen kann. So muß beispielsweise die Betonung in der Regel dem Verständnis und dem Takt des Lesenden überlassen bleiben. Der Wahrheitswert der Karte als Darstellung etwa eines Teiles der Erdoberfläche läßt sich nicht so leicht ersehen und erschließen, wie das entsprechend bei dem Schriftstück hinsichtlich seines rein sprachlichen Inhalts möglich ist. Die Schrift ist der Kartendarstellung insofern überlegen, als vor dem durch Schreiben oder Druck Geschaffenen logisch die von allen Menschen einer bestimmten Gruppe gekannte und gesprochene Sprache steht. Das dagegen, was von der substantiellen Seite her die Karte bedingt, die Erde, kennt bei weitem nicht jeder genügend, um irgendwelche Bilder und Darstellungen dieser Erde, zu denen eben auch die Karte gehört, mit Verstand zu sehen. Der Weg von der Schrift zur rein sprachlichen Auffassung eines Teiles der Wirklichkeit ist kürzer und leichter als derjenige von der Karte zu der ihr entsprechenden geographischen Wirklichkeit. Das gesprochene und damit auch das geschriebene Wort bemächtigt sich eines weiteren Beziehungsbereiches als die Karte, ist also rein quantitativ dieser überlegen, jedoch nicht ohne weiteres qualitativ. In dem ihr eigenen Bezugsbereiche leistet nämlich die Karte mehr als die Sprache. Sie ist in vielem das vollkommenste geographische Ausdrucksmittel, und insofern ist es durchaus berechtigt, wenn die wissenschaftliche geographische Darstellung häufig genug der Zusammenfassung des Erforschten in der Karte als Ziel zustrebt. Schon die Tatsache, daß wenigstens in einem Falle, in der Darstellung des Erdräumlichen, die Karte der Sprache oft überlegen ist, darf als Beweis für den hohen Wahrheitswert der Karte gelten. Die angedeutete Parallele zwischen Schriftstück und Karte darf demnach in dem behandelten Umfange gezogen werden. Hier soll noch auf den großen Kreis derer hingewiesen werden, an die sich die Karte als Verständigungsmittel wenden kann. Sieht man über gewisse Schwierigkeiten, die durch die Art der Beschriftung entstehen, hinweg, so ist die Karte das allgemeiner in der Welt brauchbare Ausdrucksmittel. Insofern ist sie wie das Bild der Sprache überlegen.

Die Möglichkeiten der Karte als Ausdrucksmittel sind demnach sehr groß. Sie werden immer mehr dort erkannt, wo die Karte von theoretischen oder praktischen Forderungen her in Benutzung genommen wird. Eine Aufzählung der Benutzungsmöglichkeiten erübrigt sich. Die Anwendung der Karte im praktischen Leben erfordert in immer wachsendem Umfange ein gewisses Kartenverständnis, wenn auch meist auf einem speziellen Gebiet der Wirklichkeit und damit im Umfange beschränkt. Schon bei den Wanderkarten tritt die rein praktische Zweckmäßigkeit gegenüber dem Auffassen des theoretischen Gehaltes zurück; denn sehr häufig bleibt das Wandern nicht Selbstzweck im Sinne eines Sportes, sondern es dient irgendwelchem Ziele anderer Art, so dem Genusse und der tieferen Kenntnis der Landschaft. Rein praktischen Forderungen tut zunächst das militärische Kartenwesen Genüge. Doch schließt diese Behauptung keine Minderbewertung ein. Schon im Frieden und erst recht im Kriege sind die Anforderungen, die an den militärischen Führer als Kartenleser gestellt werden, sehr hoch. Alles, was die Karte an Inhalt bietet, kann wertvoll sein. Schlechtes Kartenlesen bestraft den Verantwortlichen oft hart, im Kriege selbst mit Untergang und Niederlage. Wir sind darum Eckert besonders dankbar, daß er in seiner vorbildlichen „Kartenwissenschaft" der Kriegskartographie einen besonderen, umfangreichen Abschnitt gewidmet hat[3]). Mit Ausnahme der Hochschule vielleicht hat in Deutschland niemand so gute Kartenleser ausgebildet wie im Durchschnitt unsere alte Armee. Und es steckte darin ein Stück praktischer Erziehungsarbeit, wie sie die Schule gegenwärtig wohl kaum leistet. Allerdings ist das militärische Kartenlesen in der Regel nur auf wenige Kartenwerke beschränkt.

Die weiteren Ausführungen sollen auf den Bereich beschränkt bleiben, wo die Karte das meiste Heimatrecht und den festesten Anspruch auf Pflege hat, auf die Geographie in Forschung und Lehre. Was den Unterricht angeht, so ist nicht zuviel behauptet, wenn man schon oft gesagt hat, der Atlas sei das wichtigste geopraphische Lehrbuch. Ja, man kann darüber hinaus feststellen, er ist eines der wichtigsten Lehrbücher überhaupt. Diese Feststellung erfolgt unter dem unabweisbaren Zwange der der Karte innewohnenden Logik. Dem Wie und Wann des Seins und Geschehens reiht sich notwendig das Wo an, das Wo entweder als Erklärung selbst oder als Element, das oft genug wieder von der räumlichen Orientierung her Erklärung fordert. Letzten Endes gehen aber alle Fragen nach dem Wo für uns auf das feste Bezugssystem der Erdoberfläche zurück, und dadurch wird die Karte zum vornehmsten spezifischen Ausdrucksmittel der Geographie.

Könnte dieses Ausdrucksmittel jeden gewünschten Grad hinsichtlich Vollständigkeit und Genauigkeit der Abbildung im mathematischen Sinne erreichen, dann brauchten Kartenlesen und Kartendeutung nicht Gegenstände einer besonderen Untersuchung zu sein, genau so, wie das nicht nötig wäre bei einem vollkommenen Lichtbilde, das selbstverständlich farbig sein müßte und nur die dem Menschen durchaus gewohnte Rückübersetzung in das Räumliche und die in richtige Größenordnung der landschaftlichen Wirklichkeit forderte. Die Karte hat ihre eigenen „Mängel", die auch der beste Kartograph der Welt bei noch so hoch gesteigerter Technik nicht gänzlich zu überwinden vermag. Dieser gewissen Mangelhaftigkeit der Karte steht die berechtigte Forderung an den Kartenbenutzer gegenüber, aus dem Kartenstudium das Höchstmögliche an geographischen Vorstellungen herauszuholen, eine Forderung, die, weil Karte und Kartenlesen nur bis zu einem gewissen Punkte adäquat sein können, eben das vollendete Kartenlesen über die bloße Technik hinaus in den Stand einer Kunst erhebt, genau so, wie auch das Lesen eines dazu geeigneten Schriftstückes Kunst sein kann. Diese Kunst des Kartenlesens ist nicht zu erreichen ohne die wissenschaftliche Unterbauung, die aus der geographischen Anschauung und der besonderen erdkundlichen Vorstellungsweise erwächst.

[1]) O. K. Krause: Neue Wege der Kartenherstellung im Reichsamt für Landesaufnahme. (Sonderheft 9 zu den Mitt. d. Reichsamts f. Landesaufnahme 1931.)

[2]) M. Eckert: Die Kartenwissenschaft, Bd. 2, Berlin und Leipzig 1925, S. 670ff.

[3]) M. Eckert, a. a. O., S. 756ff.

Die oben angedeuteten Mängel der kartographischen Darstellungsweise sind bekannt. An ihrer Milderung zu arbeiten, ist eine der vornehmsten Aufgaben des wissenschaftlichen und praktischen Kartographen. Es seien nur die wichtigsten Unzulänglichkeiten aufgeführt: Die Unmöglichkeit, Längen-, Flächen- und Winkeltreue zusammen oder in Kombination zu zweien durch irgendeine Wahl des Gradnetzes allgemein zu erreichen, das Relief der Erdoberfläche zu jedermanns Zufriedenheit darzustellen, die Unmöglichkeit, durchweg objektive Richtlinien für die Generalisierung zu gewinnen. So muß denn jede Karte in logischer wie, da das eine des anderen Feind sein kann, in ästhetischer Beziehung eine Kompromißlösung sein, mit der sich der Kartenleser auf das Beste abzufinden hat. Dabei mag gerne zugegeben werden, daß manche Einzelkarten oder auch ganze Kartenwerke das Höchstmögliche, gemessen an dem Stand der Wissenschaft und Technik, ihrer Zeit erreichen, so daß der weniger Kritische sogar von ihrer Vollkommenheit überzeugt sein könnte. Er bleibt es nicht, wenn er sich aus einem Kartenbeschauer zum Kartenleser entwickelt. Man kann sogar so weit gehen, zu behaupten, daß, wenn man die Entwicklung der Kartographie in den ihr günstigsten Kulturstaaten unmittelbar mit dem schwer zu erfassenden Grade des Kartenverständnisses in Vergleich setzen könnte, dieser Vergleich mit hoher Wahrscheinlichkeit zugunsten der Kartographie ausschlüge. Das würde anders herum sagen, im allgemeinen gilt die Formel: Im großen Durchschnitt sind die Karten besser als ihre Benutzer. Nebenbei bemerkt, steckt hierin einer der erziehlichen Werte der Karte.

Es ist nicht so leicht, einwandfrei festzustellen, welche Einzelgegebenheiten zu dem Mißverhältnis zwischen dem Stande der Kartographie und des Kartenverständnisses beigetragen haben. Sehr stark geht jedenfalls in die Formel der Faktor ein, daß die Entwicklungsmöglichkeiten der staatlichen (Militär-)Kartographie und der privaten Kartenherstellung zeitweilig viel günstiger waren als die Möglichkeiten der Erziehung zum geographischen Können schlechthin, und es hat auch bei uns in Deutschland namentlich die Hochschul- und die Schulgeographie ihren Kampf um die Besserung dieser Verhältnisse noch nicht ausgekämpft. Wenn hier und da — der Wahrheitsbeweis wird einem lieber erlassen — noch Heimatkunde ohne Kenntnis vom Vorhandensein des Meßtischblattes, geschweige denn der geologischen Karte gleichen Maßstabes getrieben wird, dann beleuchtet diese Tatsache eine Situation, an der noch alles zu bessern ist. Die Anweisungen zur Kartenbenutzung können ihr Ziel nur unvollkommen erreichen, wenn sie nicht an gewisse geographische Grundlagen der Bildung des Kartenbenutzers anknüpfen können. Übrigens ist es vom Standpunkte geo- und kartographischer Bildung zu bedauern, daß man in der sogenannten Erschließung der Wandergebiete eigentlich viel zu viel für die Wegebezeichnung tut. Man schafft Eselsbrücken, über die an Hand der Markierungen der Weg zu einer bedauerlichen Verbildung und zum Verluste des natürlichen Orientierungsvermögens führt.

Der Ausdruck „Kartenlesen" ist einmal geprägt und in Gebrauch genommen. Er wird sich halten. An und für sich ist er in Anbetracht dessen, was Lesen in seinem sprachlichen Anwendungsbereich heißt, zu eng. Könnte man sich auf diesen ursprünglichen Umfang des Begriffes auch für seine Anwendung in der Kartographie zurückziehen, so bliebe von dem physiopsychologischen Vorgange, dessen Art uns hier beschäftigt, nur ein Teil als richtig bezeichnet zurück. Eine Tätigkeit des Lesens im engeren Sinne aus der Karte — von der Kartenbeschriftung abgesehen — findet sich nur dort, wo die Karte mit einfach symbolischer Darstellung arbeitet. Beispiele dafür zeigen uns die Legenden zu den Kartenwerken zur Genüge (siehe die Zeichen etwa für Bergwerk, Kirche, Schloß, Ruine im preußischen Meßtischblatt). Die Parallele zum Lesen der Schrift ist hier offensichtlich und braucht kaum durch Hinweise auf die Entstehung der Schrift oder durch das Nochvorhandensein eigentlicher Symbole in ihr (Beispiele: † für gestorben, * für geboren) belegt zu werden. Mit diesen einfachen Zeichen samt den eingeschriebenen oder gedruckten Wörtern und Buchstaben der Beschriftung stellt die Karte an den Leser kaum Anforderungen, die von denen des sprachlichen Lesens abwichen; denn eine gewisse, freilich meist recht oberflächliche Sachkunde setzt auch dieses voraus. Aber schon die Kombination der Begriffe, wie sie durch die einfache Symbolik bezeichnet werden, stellt sich auf der Karte anders dar, als in einem Schriftstück. In diesem ist die Zuordnung durch die Gesetze der Sprache gegeben. In dieser Zuordnung zeigt sich trotz aller Mannigfaltigkeit unmittelbar Klarheit und Eindeutigkeit. Auf der Karte findet sich auch eine Begriffzuordnung; aber sie wird nicht in jedem Falle unmittelbar durch die Symbole gegeben. Der sprachlich gebildete Mensch braucht keine besondere Kombinationsgabe mehr, um einen Schriftsatz äußerlich sprachlich zu erfassen — dieses Erfassen ist durch das vollkommene Parallellaufen von gesprochener Sprache und aufgezeichneter Schrift durchaus verbürgt —, während beim Kartenleser die Tätigkeit des Ausdeutens der logischen Beziehungen unter den Begriffen sogleich beginnen muß. Die einfachste Deutung, die einsetzt, ist diejenige der gegenseitigen Lage der geographischen Objekte. Diese Lagebeziehung umschließt schon zweierlei, wenn man an Polarkoordinaten denkt: das Erfassen der Richtung (des Azimuts) und der linearen Entfernung. Zugegeben, daß man die Himmelsrichtung von den gewöhnlich orientierten Karten unmittelbar ablese, so fehlt doch die Unmittelbarkeit, die Ausschaltung des Denkprozesses ganz gewiß bei der Auffassung der Entfernung, die einwandfrei nur durch die Umrechnung auf den Maßstab geschehen kann. Wer es durch häufiges Schätzen und Vergleichen auf diesem Gebiet zu einer gewissen angenäherten Unmittelbarkeit in der Auffassung der räumlichen Zuordnung gebracht hat, der darf nicht als Beispiel gegen die größere psychologische Schwierigkeit auf der einfachsten Kartenlesetätigkeit angeführt werden; denn diese zuvorbene Fähigkeit erhebt ihn schon über den entsprechenden Stand des Schriftlesers. Soweit zum Lesen der einfachsten Kartensymbole.

Sobald die Zeichen und darüber hinaus die gesamte Grunddarstellung der Karte komplizierter werden, ist es mit dem Gleichsetzen des Lesens im sprachlichen Sinne und des Kartenlesens vorbei. Beispielsweise wird zwar ein Fluß durch eine mehr oder weniger starke Linie dargestellt. Diese Linie ist aber nur die Hilfsvorstellung für eine weitgehende Apperzeption, die notwendig ist, um das Bild der Wirklichkeit möglichst vollständig anzueignen. Es ist dazu unbedingt, sobald die Karte einen gewissen großen Maßstab zugunsten eines kleineren verlassen hat, das Wissen um die Generalisierung notwendig. Je kleiner der Maßstab wird, desto größer wird diese Notwendigkeit. Es geschieht mit der vielfach gekrümmten Flußlinie dasselbe, was man bei Kurvendarstellungen beispielsweise in Diagrammen oder allgemein bei der statistischen Methode als Glättung bezeichnet. Zwar weist die gezeichnete Linie des Kartenbildes noch gewisse Wirklichkeitsmerkmale auf; sie gibt allgemein Lage und Richtungsbeziehungen an, sagt aber nicht mehr immer etwas aus über die wirkliche Breite des Objekts und über den Verlauf der Längserstreckung im einzelnen. Der geschulte Kartenleser weiß, daß die Generalisierung erfolgen mußte, es ist ihm aber nicht möglich, von der Karte auf den wahren, ungeglätteten Verlauf des Flusses zu schließen. Allerdings darf man Generalisierung in gewissem Umfange nicht für etwas halten, was der Natur widerspräche. In den psychologischen Vorgang des Wahrnehmens einer Landschaft, wenn die Tätigkeit des Beobachters sich auf das Erfassen des Gesamtbildes richtet, ist durchaus die Tätigkeit des Generalisierens mit einbegriffen. Man hat in solchem Falle gar nicht die Absicht, beispielsweise alle kleinen Formen eines Bergabhanges, alle Bäume eines Waldes, alle Äcker einer Feldflur, alle Gehöfte eines Dorfes, alle Siedlungen einer Ebene ins Bewußtsein zu bringen; sondern in der Gesamtvorstellung fallen die Einzelheiten aus, genau so wie man in der Rückerinnerung an einen beobachteten Fluß wohl noch weiß, daß er schlingenreich ist, sich auf die einzelnen Schlingen aber kaum noch besinnen kann. Sehr stark generalisiert auch der Landschaftsmaler, und zwar selbst der Realist, der die Absicht hat, seine Vorlage „naturgetreu" darstellen zu wollen. Das Auge und das Apperzeptionsvermögen findet sich mit starker Glättung der Kurven auf der Wandkarte leichter ab, als mit einer solchen auf der Handkarte. Es entspricht das dem Vorgang des Sehens aus der Ferne oder aus der Nähe, und nicht nur allein dem subjektiven Sehen des menschlichen Auges, sondern auch der objektiven Aufnahme der Kamera. Daher würde es der Kartenlogik widersprechen, wenn man aus pädagogischen Gesichtspunkten Handkarten verlangte, die getreu verkleinerte Wiedergaben der entsprechenden Wandkarten wären.

Von der Generalisierung, wie sie schon am einzelnen Linienzug in der Karte, oder allgemeiner als Vereinfachung eines ausgedehnten Objektes hinsichtlich seiner Einzeleigenschaften gegeben ist, unterscheidet sich die Generalisierung, die auf die Auswahl qualitativ koordinierter Objekte geht. Diese Auswahl richtet sich sehr nach dem Zweck der Karte; am schwierigsten ist sie für die eigentlich geographische, die länderkundliche Karte. Ein gut durchgebildeter Kartenleser

muß mit den Prinzipien der Generalisierung bekannt sein, die leider die Subjektivität des Kartenzeichnens nicht voll ausschließen können. Beispielsweise würde man bei der Auswahl von Siedlungen, die auf der Karte gebracht werden sollen, den mehr historischen oder den mehr wirtschaftlichen Einschlag des Kartographen unter Umständen spüren können. Der beste Autor der geographischen Karten, die Landschaften und Länder darstellen, ist hier unter sonst gleichen Bedingungen der Länderkundler selbst.

Wenigen Menschen ist die Fähigkeit gegeben, aus der Karte das Bild der morphologischen Wirklichkeit leicht zu erfassen, ganz abgesehen davon, daß gerade die Darstellung der Formen selbst bei Karten verhältnismäßig großen Maßstabes stark generalisiert werden muß. Kleinformen, oft sehr charakteristisch für ein Landschaftsbild, können schon auf dem Meßtischblatt nicht maßstabgerecht dargestellt werden, und ihr Auftreten wird günstigen Falles durch Signaturen angedeutet, wenn es sich um ein Vorkommen handelt, das von besonderem Interesse oder größerer Ausdehnung ist. Die Darstellung der aus der Horizontalebene heraustretenden Formen, sie geschehe auf irgendeine der bekannten Darstellungsarten, durch Schichtlinien, Schraffen, Schummerung, Licht und Schatten, Farbenstufen, gibt bei dem heutigen Stande der Technik zwar häufig ein schönes, aber niemals ein ganz wahres Bild. Zwischen dem geistigen Sehen des der Wirklichkeit möglichst angenäherten Bildes, wie es uns als Ziel der Beschäftigung mit der fertigen Karte vorschwebt, und dem ersten Gesichtseindruck, wenn wir die Karte in die Hand nehmen, schaltet sich ein komplizierter psychologischer Vorgang ein, das auf einer mehr oder weniger reichen geographischen Erfahrung fußende Deuten. Man kommt in der Kunst des Kartenlesens zudem nicht mehr aus ohne eine eingehende Kenntnis der kartographischen Darstellungstechniken, die selbstverständlich ihrerseits wissenschaftlich begründet sind[4]). Von der Unmittelbarkeit der geistigen Aufnahme eines Schriftsatzes, die oben zum Vergleich herangezogen worden ist, entfernt man sich durch die höheren Anforderungen an den Kartenbenutzer beträchtlich, und auch der Vergleich mit dem verständigen Betrachten eines gemalten Personenbildes reicht nicht aus, um den Vorgang verständlich zu machen. An dem „Kartenlesen" ist die Apperzeption auf Grund früherer Erfahrung weit stärker beteiligt als das eigentliche Sehen vom physiologischen Reiz bis zu seiner Umsetzung in die Wahrnehmung des Kartenbildes. Was wir hier an der Darstellung der dritten Dimension erläutert haben, findet auch auf den übrigen Karteninhalt entsprechende Anwendung.

Enthält schon jede Karte Darstellungselemente, die sich von dem Bilde der Wirklichkeit entfernen (siehe Höhenschichtlinien, Schraffen usw.), so ist das insbesondere der Fall bei den sogenannten angewandten Karten, die so recht eigentlich das Endergebnis geographischer Sonderuntersuchungen sein können, aber auch innerhalb der sprachlichen länderkundlichen Darstellungen reichlich veröffentlicht werden. Sie stellen oft genug Tatbestände, Vorgänge, Mengenverteilungen dar, die der Möglichkeit der Umsetzung ins Bildmäßige deshalb entbehren, weil sie an sich gar nicht angeschaute Gegenstände der menschlichen Sehorgane sind. Man kann auf der Erdoberfläche nicht die Linien sehen, die die Punkte gleicher, gar mittlerer und auf den Meeresspiegel reduzierter Jultemperaturen verbinden, und doch werden mit Fug und Recht die Isothermen des wärmsten Monats kartenmäßig dargestellt. Dieses eine Beispiel genügt für viele. Ist schon das Klima eines Ortes eine Abstraktion, so kommt diese Abstraktion auch als solche in der zeichnerischen Darstellung zum Ausdruck, und ebenso sicher ist, daß diese Darstellung eine ganz besondere Einstellung des Kartenbenutzers verlangt. Wie ausgezeichnet hier die Schulung sein muß, möge das folgende Beispiel zeigen: Das Kartogramm einerseits, die Karte andererseits der Bevölkerungsdichte einer Gegend — die Dichte an sich ist nicht genauer sinnlich zu erfassen und muß abstrahiert werden — sind unter sich nach dem Gesichtseindruck auch bei der Auswahl entsprechender Farben für die einzelnen Dichtestufen durchaus verschieden. Beim Kartogramm fallen die Grenzen der Zählungs- und Erhebungsbezirke mit den Grenzen von Dichtestufen zusammen; auf der Karte treten die ersteren überhaupt nicht mehr hervor. Aber trotz der Verschiedenheit des äußeren Bildes liest der geübte Kartenbenutzer aus den beiden verschiedenen Darstellungen dasselbe heraus. Er weiß z. B. eine der Grundtatsachen, die zu wissen nötig sind, daß das harte Abstoßen von Dichtestufen an den Grenzen der Erhebungsbezirke nicht der Wirklichkeit entspricht und daß der Wahrheitswert der Karte in diesem Falle immerhin größer ist als derjenige des Kartogramms.

Gegenüber den allgemeinen geographischen Karten haben die angewandten Karten den Vorzug, daß sie Erscheinungs- oder Begriffskomplexe geringeren Umfanges zur Darstellung bringen. Allerdings verlangt die geographische Methode, daß diese Objekte nicht gesondert für sich stehen bleiben, sondern in den räumlichen Zusammenhang möglichst vielseitig und vollständig hineingestellt werden. Damit werden neue Anforderungen nicht nur an den Forscher, sondern auch an den Kartenbenutzer gestellt. Wie draußen in der Natur die verschiedensten räumlichen Erscheinungen miteinander verglichen werden, so ist es beim Kartenstudium nötig, verschiedene Karten desselben Raumes aufeinander zu beziehen. Für die Kartographie ergibt sich hier die mühselige Aufgabe, das angedeutete Vielerlei wenn nicht auf einem, so doch auf wenigen sich deckenden Blättern zur Darstellung zu bringen. Der Vorgang des Kartenlesens hat dann allerdings jede Vergleichsmöglichkeit mit dem Lesen im landläufigen Sinne verloren. Die häufigste Kombination, die von der Kartographie verlangt wird, ist diejenige irgendeiner angewandten Karte mit einer solchen, die das Relief des betreffenden Erdoberflächenstückes abbildet. Da aber diese Darstellung viele Gegenden der Erde schon an sich sehr kompliziert und dadurch das Kartenblatt verhältnismäßig reichlich decken ist, ergeben sich Schwierigkeiten, die zwar in etwas umgangen (z. B. durch Verzicht auf das Flächenkolorit für politische Karten und durch Darstellung farbiger Grenzlinien), die aber nie vollständig aus der Welt geschafft werden können. Bei der Beurteilung von Karten, die in diesen Abschnitt fallen, ist wohl zu beachten, ob sie an den Benutzer etwa Anforderungen stellen, denen dieser nicht gewachsen sein kann, d. h. ob nicht die Klarheit des Bildes in unerträglicher Weise leidet und der eigentliche Darstellungszweck nicht mehr erreicht wird.

Diese Gefahr ist aber vielleicht nicht so groß wie eine andere, die sich allerdings nur bei dem ungeübten Kartenleser auswirkt, die aber, da man die meisten Kartenleser als ungeübt bezeichnen muß, bewußt vermieden werden sollte. Man kann nämlich von einer Gefahr der schönen, der vollendeten Karte sprechen. Die Schuld daran, daß diese Behauptung überhaupt aufgestellt werden darf, trägt im wesentlichen die Schule. Gar zu leicht unterliegt die praktische Anwendung der Pädagogik dem Schlagwort, und an und für sich gutgemeinte und richtige Regeln erreichen das Gegenteil von dem, was man bei ihrer Aufstellung bezweckt hat. Wenn auch der Zweck dieser Ausführungen kein unmittelbar pädagogischer ist — über Kartenbenutzung unter unmittelbar erziehlichen Gesichtspunkten wird im Überfluß geschrieben[5]) — so soll doch auf jene oft übersehene Gefahr aufmerksam gemacht werden. Es hat nämlich das Geschrei nach Anschaulichkeit heute eine Überproduktion an technisch vollendeten Anschauungsmitteln hervorgerufen, die bei wenig taktvoller Benutzung geradezu imstande sind, das Denken der Schüler aller Art glatt totzuschlagen. Wenn z. B. der Lehrer jede Schwierigkeit, die sich dem Denken im Raum gegenüberstellt, mit dem stereometrischen Anschauungsmittel aus dem Wege räumt, wie das beispielsweise in der mathematischen Geographie geschehen kann, dann braucht er sich nicht zu wundern, wenn seine Schüler es zu keinerlei annehmbarer Leistung im räumlichen Vorstellen und Kombinieren mehr bringen. Und gerade für die Geographie ist das räumliche Denken so notwendig. Je vollendeter das Anschauungsmittel ist, desto mehr schleicht sich die Gefahr ein, daß man den mühsamen Weg der stufenweisen Erkenntnis verläßt und das Ganze, wie es kunstvoll veranschaulicht wird, in gutem Glauben hinnimmt. So kann es auch mit der zu guten Karte gehen, mit der technisch zu guten Karte. Nur selten darf man von dem Nichtfachmann erwarten, daß er neben dem rein technisch-künstlerischen Wert der Karte noch kritisch ihren Wahrheitsgehalt untersucht. Es ist allgemein bekannt, daß sich die kartographische Ausdrucksweise lange Zeit gescheut hat, nur die sicheren Forschungsergebnisse einzutragen und auf den zeichnerischen Niederschlag von geographischen Glaubensbekenntnissen zu verzichten. Diese Einstellung ist um so gefährlicher, je mehr die Technik sich vervollkommnet. Insbesondere ist geschicktes Flächenkolorit

[4]) M. Groll u. O. Graf: Kartenkunde, 2 Bände, Berlin 1922.

[5]) Vgl. aus dieser reichen Literatur besonders die Schriften von M. Walter in den „Geographischen Bausteinen" (Gotha, Justus Perthes): Die Meßtischblätter und die Topographische Karte 1:25 000, Teil I—III.

wohl gegeignet, die Lücken der Erkenntnis zu überdecken. Auch heute sollte man immer noch den Mut zum „weißen Fleck“ haben. Was berechtigt z. B. dazu, das Innere von ganz Arabien in irgendeinem Flächenkolorit anzulegen, das bei unbefangenen Gemütern den Eindruck erwecken muß, als sei das Gebiet gänzlich erforscht. Hier sollte die Schönheit, der Wahrheit geopfert werden, auch auf Schulkarten, an die man ebenfalls den Anspruch unbedingter Wahrheit, natürlich soweit möglich, stellen muß.

Nicht so hoch ist die Gefahr der möglichst einfachen kartographischen Darstellung einzuschätzen. Diese kommt in den mannigfaltigsten Formen von der Handskizze bis zu den Schul- und zu den meisten angewandten Karten einem psychologischen Bedürfnis entgegen. Der richtig geographisch durchgebildete Kartenleser der verschiedenen Stufen wird nicht übersehen, daß in jeder der ihm dargebotenen Zeichnungen der angegebenen Art stark generalisierte Züge einer komplizierten Wirklichkeit stecken. Hier vollzieht sich beim Kartenlesen und -zeichnen ein Vorgang, der im zeichnerischen Darstellen und Wiedererfassen allgemein Ähnliches zur Seite hat.

Es ist mehrfach in diesen Ausführungen betont worden, daß geographische Bildung und geographisches Sehen notwendige Voraussetzungen für ein erfolgreiches Kartenstudium sind. Zudem erscheint als wichtige Hilfe zur Erreichung des angegebenen Zieles das Wissen darum, wie eine Karte entsteht[6]). Nicht in dem Sinne, als ob der Kartenleser hier in alle technischen Einzelheiten eingeführt werden müsse, sondern so, daß er wenigstens dahin gelangt, erkennen zu können, was die ihm vorgelegte Karte hinsichtlich des Ausdrucks ihres Gehalts leisten kann. Für den Kartographen ist diese Forderung selbstverständlich, und trotzdem trägt er ihr nicht immer in genügendem Maße Rechnung. Auch auf diese Dinge ist in der Literatur schon genügend hingewiesen. Als besonderes Kapitel erscheint hier die richtige Auswahl der Kartenprojektion. Es ist bedauerlich, daß vielen Kartenbenutzern, leider auch an der Schule, ein tiefergehendes Verständnis für diese Dinge fehlt, sonst würden schon von der Praxis her Mißgriffe, die immer noch vorkommen, vermieden werden. Ein Beispiel, das man leicht auf seine Richtigkeit nachprüfen kann: Welcher Schüler hat eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von der Größe Sibiriens, oder von der Länge der nordasiatischen Küste, oder gar von der Größe und Ausdehnung des Nördlichen Eismeeres? (Nachteile der Mercatorprojektion, die noch allzu häufig an der verkehrten Stelle angewandt wird.)

Das wichtigste Ziel der geographischen Forschung und des erdkundlichen Unterrichts ist und bleibt die länderkundliche Erkenntnis. Das vornehmste Ausdrucksmittel graphischer Natur dieser länderkundlichen Erkenntnis ist und bleibt die Karte. Das heißt aber noch lange nicht, daß das möglichst vollkommene Verständnis der Karte das Ziel des geographischen Unterrichts schlechthin sei. Das sollte eigentlich selbstverständlich sein. Die Erfahrung lehrt es aber anders. Sehr viele Menschen, und nicht nur geistig wenig regsame, denken in der Karte, nicht in der Landschaft. Man mache die Probe aufs Exempel und spreche vor irgendeiner Versuchsperson, die Schüler oder Erwachsener sein kann, etwa das Wort Afrika aus und frage dann, was dabei vorgestellt wird. In den weitaus meisten Fällen kommt die Antwort: „Die Karte von Afrika“. Dieses Spiel läßt sich beliebig fortsetzen. Die Erde ist für die meisten Menschen vorstellungsmäßig in zwei Gebiete oder in zwei Gruppen von Gebieten eingeteilt. Von dem einen Gebiet oder der einen Gruppe sieht man mehr oder weniger vollkommen die geographische Wirklichkeit vor dem geistigen Auge; im übrigen stellt man sich günstigenfalls ein Kartenbild vor. Das ist nun eigentlich nicht das, was man vom geographischen Unterricht erwartet. Er soll zur Vorstellung der Wirklichkeit führen, nicht zur Vorstellung der Karte allein. Wenn in dieser Hinsicht so häufig Fehlergebnisse vorkommen, so liegt das neben anderen unterrichtlichen Versäumnissen, z. B. zu wenig anschaulicher Beschreibung oder zu geringer, vielleicht auch fehlender Anwendung von Bildern, Unterlassen des Vergleichs mit wirklich Angeschautem, daran, daß man auch heute noch in einer falschen positivistischen Einstellung die wesentliche Rolle der Phantasietätigkeit gerade im geographischen Unterricht verkennt. Diese Fähigkeit, das Denken in Bildern, darf nicht als eine minderwertige seelische Eigenschaft bezeichnet werden, im Gegenteil, wer sie als psychologische Gabe hat, der vermag an das, was ihm der Unterricht gibt, so anzuknüpfen, daß er sich ein mehr oder weniger gutes Bild auch des Nichtangeschauten machen kann. Hierbei kann nun wieder die Karte unschätzbare Dienste leisten, und gerade die beste Karte ist dafür gut genug.

Die Erde ist zu groß, als daß auch der weitestgereiste Geograph sie ganz kennen lernen könnte. Er braucht die Gabe der Phantasie im wohlverstandenen psychologischen Sinne; er braucht Intuition und Kombinationsgabe. Ebenso nötig ist aber auch die Anwendung aller eigentlich literarischen und graphischen Hilfsmittel, die ihm das Bild der fremden Landschaft klären helfen. In dieser Hinsicht kann der geographische Unterricht nicht vielseitig genug sein, und zwar der Unterricht aller Stufen nach Maßgabe des Erreichbaren. Dabei ist selbstverständlich, daß nicht überall der Inhalt der Karte voll ausgeschöpft werden kann. Was aber zu tun möglich ist, kann nur geschehen, wenn das Wachstum der geographischen Erkenntnis sich Hand in Hand mit dem Kartenverständnis entwickelt: Interpretiere eine Karte, und man wird dir sagen können, wie es um deine Geographie steht; weise dich über deine Geographie aus, und man wird dir sagen können, wie weit du es als Kartenleser bringst. Ideal und Wirklichkeit weisen immer, auch im Bildungsgange, einen gewissen Abstand auf. Dieser Abstand muß aber auf dem hier in Frage stehenden Gebiet noch viel kleiner werden.

[6]) H. Haack: Wie eine Schulwandkarte entsteht. (Geogr. Bausteine; Gotha, Justus Perthes.)

Gesangmethoden und Gesangunterricht.

Georg Schroeder, Bromberg.

Der Gesangunterricht hat die Aufgabe, die Liebe zur Musik und ein Gefühl für das Schöne in ihr zu wecken, eine Anzahl sorgfältig ausgewählter Lieder darzubieten und zu befestigen und die technischen Grundbedingungen für die ästhetische Ausübung des Gesanges, das Gehör, die Stimme, die Aussprache und das Gefühl für Rhythmus zu bilden. Das Ziel ist demnach ein dreifaches: ein ideales, materielles und technisch-praktisches. Der Weg zur Erreichung des Zieles führt also durch Beherrschung des Technischen zur Aneignung eines Liederschatzes. Dieser wird so auszuwählen sein, daß er das Schönste des Liedgutes darstellt, Wohlgefallen und Freude hervorruft und damit die Liebe zur Musik weckt. Gelingt es uns, das praktische Teilziel zu erreichen, so besitzt der Lernende soviel Selbständigkeit, um sich nach Verlassen der Schule weiteres Musikgut anzueignen. Wie jeder Unterricht, so hat auch der Gesangunterricht seine Methode. Im Laufe der Zeit ist die Methode oft gewechselt worden, neue Anschauungen und Erkenntnisse brachten andere Unterrichtsweisen mit sich. Die folgenden Zeilen sollen in zeitlicher Aufeinanderfolge einige bedeutende Methoden kennzeichnen.

Im neuen Gesangunterricht gehen wir vom Singen nach Tonsilben zu dem nach Noten über. Von beiden Arten des Singens war die erste zunächst allein da. Wie die Sprache Buchstaben besitzt, die, zu Wörtern zusammengesetzt, abgelesen und aufgeschrieben werden können, so suchte man auch schon frühzeitig nach einem Mittel, die am Ohr vorüberrauschenden Töne festhalten und nach Belieben oft wieder zum Ertönen bringen zu können. So kamen die alten Völker darauf, Zeichen für die Töne zu suchen. Diese Tonzeichen entstanden sogar vor den Schriftzeichen. Gewisse Tonhöhen wurden durch bestimmte Vokale oder Silben dargestellt. In verschiedenen Ländern bildeten sich auf diese Weise unbeeinflußt voneinander abweichende Tonsilbensysteme heraus, eine Art Solmisation. Als Denkhilfe für das Absingen der Tonsilben wurden Handzeichen benutzt. Die ägyptische Hieroglyphe für „Singen“ war eine Hand. Die Griechen entwickelten gar eine Handzeichenlehre, die sogenannte Cheironomie. Von den alten Tonsilben sind uns die indischen überliefert geblieben. Sie lauteten:

sa ri ga ma pa da ni.

Ebenso wie die Inder, besaßen auch die Griechen sieben Solmisationssilben. Sie brachten die Namen der sieben damals bekannten Himmelskörper: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn mit Tonhöhen in Verbindung, indem einem Vokal oder einer Silbe dieser Namen eine bestimmte Tonhöhe zugemessen wurde. Die alte Cheironomie ist seit damals nie wieder in Vergessenheit geraten.

Allerdings bestanden die Handzeichen meist nur in einem Aufwärts- oder Abwärtsbewegen der Hand, je nachdem, ob die Melodie ein An- oder Absteigen der Stimme verlangte. Tonhöhen oder gar Tonabstände wurden noch nicht angezeigt. Bei den meist eintönig in geringem Tonumfang und ohne weite Interwalle verlaufenden Gesängen, kam ihnen aber doch einige Bedeutung zu. Von der eigentlichen Methode der Alten ist keine erschöpfende Kunde geblieben.

Guido von Arezzo (995—1050) war der erste, der an ein Treffsingen dachte. Er hatte eine Methode ersonnen, nach der jedermann imstande sein sollte, sich ohne Anleitung jedes beliebige Lied anzueignen. Es war ihm klar, daß die Hauptschwierigkeit des Treffsingens in der richtigen Intonation des Liedes liegt. Deshalb prägte er seinen Schülern den Johanneshymnus fest ein, so fest, daß er beim bloßen Darandenken in ihnen zum Tönen kam und sie sofort ohne Überlegung jede beliebige Zeile anstimmen konnten. Jede Halbzeile des Hymnus beginnt nämlich mit dem nächsthöheren Ton. Seine Solmisationssilben hießen also nach den Anfangssilben der Halbzeilen

ut re mi fa sol la.

Sollte nun ein unbekanntes Lied intoniert und abgesungen werden, so ließ Guido zunächst seinen Schlußton feststellen. Dieser entspricht dem Grundton und läßt die Tonart erkennen. Der Schlußton sei „e". Dann „dachte" der Schüler an seinen Hymnus, sang die dritte Halbzeile, mira gestorum, und hatte mit mi den Grundton ut getroffen. Begann das Lied statt mit der Tonika ut mit der Terz, so wurde weitergesungen zur 3. Stufe: ut re mi. — Auch wir haben in unserm Liederschatz einige besonders fest eingeprägte Melodien. Denken wir jetzt einmal an das Lied „Was frag ich viel nach Geld und Gut". Sowie die Melodie in uns lebendig geworden ist, können auch wir sofort mit jeder beliebigen Zeile gesondert anfangen, z. B. „— — so hab' ich frohen Sinn". Dies beweist, daß Guido in psychologischer Hinsicht mit seiner Intonationsart das Richtige getroffen hatte.

Aus den Guidonischen Tonsilben entwickelte sich im Laufe der Zeit unsere heutige Solmisation. Als die sechs Silben für die immer mehr an Tonumfang zunehmenden Gesänge nicht ausreichten, kam bei Änderung des Systems die Silbe si hinzu. Die Oktave wurde gleich der Prime mit ut bezeichnet:

ut re mi fa sol la si ut.

Unter den Methoden der jüngeren Zeit verdient die deutsche Ziffernmethode

besonderes Interesse. Friedrich Koch hat die Verwendung der Zahl als Denkmittel für das Singen in ein einfaches System gebracht. Wie ein Lied in Ziffernschrift aussieht, zeigt folgendes Beispiel:

Der Abendstern.
Schubert.

1=4. Sehr innig.

(4) | 1 | 3 · 2 1 | 6 · · 6 | 4· 2 2* | 3 · · 3 |
Du lieb-licher Stern, du leuchtest so fern; wie

| 3 · 1* 6 | 6 · 2 2 | 4 · 2 3 | 1 · · |
hab ich dich dennoch von Herzen so gern!

Die Ziffernschrift kennt weder Vorzeichen noch Notenschlüssel. Alle Musik wird in der einen Tonleiter 1 2 3 4 5 6 7 geschrieben. Die Tonika aller Durmelodien ist 1, der Mollmelodien 6. Das obige Lied steht in der Tonart 1 = 4 d. h. F-Dur. 1 = 1 ist C-Dur, 1 = 3 also E-Dur, 6 = 6 ist A-Moll. Da das chromatische Zeichen für die Erhöhung ein * ist, eine Erniedrigung durch ein + angezeigt wird, so bedeutet $1 = \overset{+}{3}$ = Es-Dur, $1 = \overset{*}{4}$ = Fis-Dur. Es gibt nur vier Taktarten, den Zwei-, Drei-, Vier- und Sechstakt, jeder in Vierteln und Achteln. Die (4) am Anfang der Melodie gibt an, daß unser Liedchen im Viertakt steht. Die einzelnen Takte sind durch Taktstriche getrennt. Die Ziffern bezeichnen den zu singenden Ton, die Punkte das Aushalten desselben, die Pausen werden durch Nullen angedeutet. Jedes einzelne Tonzeichen dauert einen Taktschlag lang. Ist ein Taktschlag ¼ wert, und fallen auf einen Schlag zwei Töne, so werden sie durch Klammern zu einer Einheit zusammengefaßt: (3) | 1 (2 3) 1 | Unser Lied beginnt mit der Tonika F als Achtelnote. Der zweite Takt enthält ein Achtel, das bis zum Ende des zweiten Schlages ausgehalten wird, mit Noten geschrieben also eine Viertelnote wäre, und noch zwei Achtel. Die Ziffern unter der Linie zeigen an, daß die mittlere Oktave unterschritten worden ist. Würde die Melodie z. B. die 7 der mittleren Oktave überschreiten, so müßte die obere Oktave von ihr durch eine zweite Linie getrennt werden. Gesungen wurde wahrscheinlich auf die Zahlworte.

Fast gleichzeitig mit dem Versuch Kochs, die Ziffer allgemein als Hilfsmittel zur Vorbereitung auf das Notensingen einzuführen, kam in Frankreich eine ähnliche Methode zur Ausbreitung. Sie hat den Mathematiker Pierre Galin zum geistigen Vater. Systenkatisch bearbeitet worden ist sie aber durch den Arzt Chevé, seine Gattin und seinen Schwager Paris. Deshalb wurde sie unter dem Namen Galin-Paris-Chevé bekannt. Diese

französische Ziffernmethode

kennt auch nur eine Normaltonleiter, deren Höhenlage im System ganz verschieden sein kann. Das feste Verhältnis der Tonika zu den andern Tönen, die unveränderliche Lage der Halbstufen, also das in jeder üblichen Tonleiter stets Gleichbleibende, Absolute, ist das Wichtigste. Die Tonstufen werden mit Ziffern geschrieben, aber mit den Solmisationssilben ut re mi fa sol la si ut gesungen. Die obere Oktave bekommt einen Punkt über, die untere einen solchen unter der Zahl. Ist eine der Stufen chromatisch verändert, so befindet sich über der Zahl ein schräger Strich; bei einer Erhöhung läuft er von rechts oben nach links, bei einer Erniedrigung von links oben nach rechts.

1 3 5 8 1 6 5 1 4 1 2 3
· · fis es

Die französische Ziffernmethode besitzt ebenso wie die deutsche dreierlei Tonzeichen: Ziffer, Punkt und Null. Die Bedeutung derselben ist die gleiche. Jedes Zeichen dauert einen Taktschlag lang. (Taktzeit.) Es gibt nur den zwei- und den dreiteiligen Takt. Das Taktganze, von Taktstrich zu Taktstrich, enthält also zwei oder drei Taktzeiten. Jede Taktzeit kann wieder durch 2 oder 3 geteilt werden. Dadurch bekommen wir Viertel-, Sechstel-, Achtel-, Neuntel- und Zwölftel-Taktzeichen. Paris erfand eine besondere Taktsprache. Die ganzen Zeiten (= Schläge) erhielten den Selbstlaut a, die halben und drittel Schläge a e, bzw. a e i zur Benennung. Beim gesungenen Ton wurde ein t dem Vokal vorangestellt: ta; ta te; ta te ti, während der bloße Selbstlaut das Aushalten eines Tones anzeigte. Die Pause sollte chu gesprochen werden, und wenn sie länger war als eine Taktzeit, so mußte ein u angefügt werden: chu-u. Das folgende Schema zeigt, daß ganze Taktzeiten (= ta) frei dastehen. Wird jedoch die Taktzeit geteilt, so bekommen die neu entstandenen Teilzeiten einen Verbindungsstrich. Tritt die Teilung noch einmal ein, so erhält die letzte Teilung einen kleinen Verbindungsstrich über 2 oder 3 Zeichen, je nach der Art der Teilung. Der Zusammenhang als ganze Taktzeit wird durch einen zweiten Strich über alle Zeichen hinweg hergestellt.

Zweiteiliger Takt.

Taktganzes: $\frac{2}{4}$; $\frac{2}{2}$; $\frac{2}{8}$

1. Taktzeit	2. Taktzeit
ta	ta
ta te	ta te
tafa tefe	tafa tefe
tasa fana tese fene	tasa fana tese fene

Wird statt einer Zweiteilung von der halben Taktzeit an eine Dreiteilung vorgenommen, so erhalten wir

ta
ta te
tarala terele

Dreiteiliger Takt.
Taktganzes

1. Taktzeit	2. Taktzeit	3. Taktzeit
ta	ta	ta
ta te ti	ta te ti	ta te ti
ta fa	te fe	ti fi
tasafana tesefene	tisifini desgl.	desgl.

Bei Dreiteilung der halben Taktzeiten:

ta	te	ti
ta ra la	te re le	ti ri li
	desgl.	desgl.

Die Liedbeispiele sollen nun zeigen, wie der Takt gelesen wird:

1. Kuckuk.			2. Hopp, hopp, hopp.	
1	2	3	1	2
ta	ta	chu	ta	ta
ta	ta	chu	ta	chu
ta	ta	ta	ta te	ta te
ta	a	chu	ta	chu

Der $^4/_4$ Takt gehört zum zweiteiligen Takt, denn $^4/_4 = {}^2/_2$. — $^1/_2$ = ganze Taktzeit, $^1/_4$ = halbe Taktzeit.

3. Alle Vögel sind schon da.

1	2
ta e fe	ta te
ta tefe	ta e
ta e fe	ta te
ta e	ta chu

Die französische Ziffernmethode fand in ihrem Heimatland großen Eingang und wurde dort in den Schulen mit Erfolg gebraucht. Um ihre Ausbreitung in Deutschland machte sich Fr. Stahl verdient. Auch heute noch ist ein Teil der Methode, die Taktsprache, im Gebrauch.

In der vorigen Nummer der „Deutschen Schulzeitung" lasen wir über die

Tonwortmethode von Karl Eitz.

Ich erinnere nur an das Wichtigste. Jeder Ton hat sein besonderes Wort. Die C-Dur-Tonleiter heißt z. B. Bi To Gu Lu La fe ni bi. Alle Selbstlaute sind vertreten, Augenblicks- und Dauerlaute wechseln bei den Konsonanten ab. Die Halbtonstufen sind durch den Gleichklang der Vokale trefflich gekennzeichnet. Das Namensystem ist genial ausgedacht und stimmbildnerisch brauchbarer als jedes andere. Jeder Ton hat seinen nur für ihn geltenden Namen und Platz im System. Von der Muttertonart aus werden alle andern Tonarten aufgebaut. Der Tonraum jeder Tonleiter wird in linearem Fortschritt erarbeitet. Der Name, das Wort, ist das Denkmittel für das Treffen des Tones. Wie das Denken an die Sprache geknüpft ist, so ist das Wort das Denkmittel für eine Sache. Sehen wir das Wort „Apfel" irgendwo geschrieben oder hören wir es aussprechen, so denken wir auch gleichzeitig an die Sache „Apfel". Die Wortvorstellung rief die Sachvorstellung ohne langes Überlegen hervor. Dieser Vorgang kann aber nur so ablaufen, wenn vorher eine Verbindung der Vorstellungen im Bewußtsein stattgefunden hatte.

Eitz nahm nun an, daß bei dauernder Verbindung eines bestimmten Wortes mit einem bestimmten Ton (hier Sache!) eine solche Assoziation der Vorstellungen eintreten müsse. Er stand damit ganz auf dem Boden Herbartscher Pädagogik. Herbart sagte, daß jede Vorstellung da sei und sich stets gleich bleibe. Sie könne sich ganz mechanisch mit andern Vorstellungen verbinden, etwa, wie mathematische Größen es miteinander tun. Das war ein Irrtum der damaligen Pädagogik. So wurde bald von eifrigen Vertretern der Tonwortmethode festgestellt, daß die Kinder zwar beim Singen den Ton trafen, wenn sein Name im Bewußtsein war, jedoch nicht beim Hören des Tones den Namen der betreffenden Note reproduzierten konnten, worauf es dieser absoluten Methode ankam. Sie lernten nach Tonworten singen, nicht aber nach Noten. Das hatte seinen Grund wohl vor allem darin, daß man bei der Erarbeitung der Tonleiter von Stufe zu Stufe gleichmäßig weiterging, den tonalen Verhältnissen der einzelnen Töne untereinander aber weniger Beachtung schenkte. Eitz stellt zwar auch schon Tonalitätsübungen an, jedoch in zu geringem Ausmaße. Die heutigen Eitzianer haben erkannt, daß solchen Übungen das Hauptinteresse zukommt und nähern sich damit einer andern Methode, der

Tonika-Do-Methode.

Diese steht insofern unserm Interesse näher, als sie in dem Instruktor für Gesang im M. W. R. i O. P. Karol Hławiczka einen Vorkämpfer für ihre Verbreitung in Polen gefunden hat, in Schlesien sehr bekannt ist und auf den Höheren Lehrerkursen zur Einführung empfohlen wird.

Die Tonika-Do-Methode ist der englischen Tonic Solfa Methode verwandt. Diese hatte sich, durch Miß Ann Glower erfunden, seit 1812 in England sehr ausgebreitet und wurde durch den Pfarrer Dr. John Curven ergänzt und verbessert. Die Methode ist relativ wie beide Ziffernmethoden. Es gibt nur eine Tonleiter. Die einzelnen Stufen erhalten die Solmisationssilben

do re mi fa so la ti

zu Namen; mi_fa und ti_do^1 bezeichnen die Halbstufen. Soll aus den Stufen eine Melodie zusammengestellt werden, so dienen die Konsonanten d r m f s l t als „Volksnoten". Für jede Stufe ist ein bestimmtes Handzeichen vorhanden. Die mittlere Oktave wird durch die bloßen Tonsilben gekennzeichnet, eine 1 rechts oben oder rechts unten läßt die obere oder untere Oktave erkennen: do ti$_1$ do mi so do^1.

Soweit interessiert uns die englische Tonic Solfa, weil die Begründerin der Tonika-Do-Methode, Agnes Hundoegger, diese guten Gedanken von ihr übernommen hat. Die Taktsprache unserer Methode ist der französischen Ziffernmethode entlehnt, die rhythmische Darstellung etwas verändert ebenfalls. So benennt Hundoegger die Pause nicht mit chu, sondern mit dem Konsonanten s und dem Vokal, der bei Nichtvorhandensein der Pause auf den betreffenden Teil der Taktzeit entfallen würde: sa, se, si; gesprochen ssa, sse, ssi. Die Änderung in der Taktsprache ist folgende. Statt

ta	sa	fa	na	te	se	fe	ne

spricht man

ta	na	fa	na	te	na	fe	ne

Der Name Tonika-Do (noch besser Tonic-Sol-fa) läßt schon folgern, daß die tonalen Verhältnisse der Töne untereinander (Tonika — Dominante — Unterdominante) bei allen Übungen im Mittelpunkt der Arbeit stehen. Beim ersten Unterricht sind die phonogestischen Handzeichen in Verbindung mit den Solmisationssilben die Denkmittel, beim weiteren Fortschreiten sind es dann die Tonsilben allein und schließlich genügen die Noten selbst dazu, wie es erstrebt wird. Die Handzeichen veranschaulichen nicht nur die Tonhöhe innerhalb der Tonleiter, sondern sie charakterisieren den Ton auch auf seinen Inhalt hin.

Stufe	Do	Re	Mi	Fa	So	La	Ti
Handzeichen	Zur Faust geballte Hand	Im Gelenk schräg aufwärts gestreckte Hand	Wagerecht ausgestreckte Hand	Faust wie bei Do, aber mit abwärts gestrecktem Zeigefinger und Daumen	Mit dem abgestreckten Daumen nach oben aufgestellt	Hand mit schlaff herabhängenden Fingern	Zum Körper gekehrte Faust mit nach oben ausgestrecktem Zeigefinger
Charakter	Fest, kräftig	Bittend, fragend	Ruhig, milde	Düster, drohend	Hell, lebhaft	Traurig klagend (Mutterstufe für Molltonarten)	Scharf zum Do aufstrebend (Leitton!)

Die Erarbeitung des Tonraumes beginnt bei der Tonika. Darauf folgt ihre Verbindung mit der Dominante, und zuletzt wird die Terz Mi (Mediante) zwischengeschaltet. Das obere do^1 ergänzt den Dreiklang. Damit ist die 1. Arbeitsstufe erledigt. Die Befestigungsübungen werden an Liedchen angestellt, die die bisher bekannten Stufen besitzen: z. B. „Wollt ihr wissen...", „Rische, rasche, rusche...", „Der Frühling hat sich eingestellt...", „Maiglöckchen läutet in dem Tal..."

Die 2. Arbeitsstufe bringt die neuen Töne Ti und Re hinzu. Bauten wir in der 1. A.-St. den Tonikadreiklang Do — Mi — So — — (do^1) auf, so errichten wir nun auf der Dominante den Dreiklang So — Ti — re^1. — Die 3. Arbeitsstufe fügt die letzten unbekannten Töne Fa und La in die Tonleiter ein. Beginnen wir bei Fa, so ergibt sich in schon geläufiger Weise der Dreiklang Fa — La — do^1. Die Methode erarbeitet also nacheinander Tonika-, Dominant- und Unterdominantdreiklang. Als Hilfsmittel dienen bei allen Übungen neben den Handzeichen die sogenannten Silbentafeln:

I	II	III
do¹	do¹	do¹
.	Ti	Ti
.	.	La
So	So	So
.	.	Fa
Mi	Mi	Mi
.	Re	Re
Do	Do	Do
.	ti_1	ti_1
.	.	la_1
so_1	so_1	so_1

Die weitere Arbeit führt uns in der 4. Arbeitsstufe zur Modulation. Es gibt auch für solche Übungen eine sog. Modulationstafel. Für den Bereich der Volksschule wird die Modulation auf Grund von Handzeichen praktisch wertvoller sein. Die rechte Hand zeigt z. B. Do Re Mi. Nun legt sich die linke Hand mit dem Do-Zeichen daneben; die rechte verschwindet und die linke zeigt den Melodiengang weiter. Die Tonart ist aber eine andere.

	1.	2.	3.	
r: Do Re Mi	C	D	E	= C-Dur
l: Do — Mi —	E	Fis	Gis	= E-Dur.
	1.	2.	3.	

Komm lieber Mai — —

Tonika D.

d | d - m s - d¹ | s - - m - d | 1 | f - f f s f | m - - 0 -

2 | r - r r m r | d - - 0 - m | f - m r m f | s - - m - d¹

d¹ t l l s | s Schluß wieder in Tonika D.

Tonika A: d t d

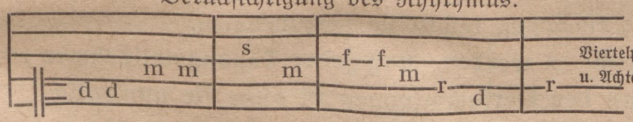
Die chromatisch veränderten Stufen heißen aufwärts Di Ri (Mi) Fi Si Li (Ti) di¹

abwärts du' Tu Lu Su Fu Mu Ru Du.

Die letzte, 5. Arbeitsstufe macht uns mit dem Mollgeschlecht bekannt. — Nachdem der Tonumfang der Tonleiter in allen möglichen Intervallen befestigt ist, gehen wir zum Singen nach den ins Notensystem geschriebenen Tonsilben über:

Mit dem Pfeil, dem Bogen — —

Tonika F. 1. Stufenschrift im System ohne Berücksichtigung des Rhythmus.



2. Taktschreibart und rhythmische Benennung.

d - d	m - m	s - -	m - -	f - f	m r d	r - r	o - o
ta e ti	ta e ti	ta e i	ta e i	ta e ti	ta te ti	ta e i	sa e si

Mit dem Pfeil, dem Bo = gen durch Gebirg und Tal, —

Als Schlüssel dient hier der Do-Schlüssel |⊨. Die beiden Seitenarme desselben schließen den Zwischenraum oder die Linie ein, auf dem (der) sich die Tonika befindet. Liegt die Tonika im Zwischenraum, so kommen Mediante und Dominante ebenfalls Dorthin, die Oktave dagegen auf die 2. Linie von der Dominante aus gerechnet. Umgekehrt ist es, wenn die Tonika auf einer Linie liegt. — Schließlich verschwindet aber auch diese „Volksnotenschrift", und die Noten bilden die alleinige und ausreichende Denkstütze für das Absingen der Melodie. Inzwischen sind die absoluten Tonarten zur Besprechung gekommen. Die Intonation macht auch hier keine Schwierigkeiten mehr. An den Vorzeichen wird die Tonart sowie der Grundton bestimmt, und von diesem ausgehend kann der Anfangston, falls er nicht mit der Tonika übereinstimmt, durch Erkennen der Stufe gefunden werden. Damit die Melodie in der ihr zukommenden Höhenlage gesungen werden kann, sollte überall zur Benutzung der Stimmgabel angeleitet und angehalten werden.

Mit der Erlangung der Fertigkeit, Noten aus dem System absingen zu können, ist das technische Teilziel erreicht. Der Schüler ist zur Selbständigkeit geführt; Stimme, Gehör und das Gefühl für Rhythmus und Takt sind an Übungen durchgebildet worden. Im einzelnen auf Fragen der Stimm- und Gehörbildung einzugehen, würde hier zu weit führen.

*

Aus obigem haben wir ersehen, daß, mit Ausnahme von Eitz, alle bedeutenden Methoden nur eine Normaltonleiter kennen. Ihre Erfinder hielten Notensingen für möglich, aber bei Anwendung einer absoluten Methode für nicht erreichbar. Das absolute Notensystem ist mit seinen vielen Ton- und Taktarten, den verschiedenen Schlüsseln, seinem schwer zu sprechenden Rhythmus, der unsichtbaren Bezeichnung der Halbstufen zu kompliziert, als daß es vom Schüler bewältigt werden könnte. Hat dieser aber eine Normaltonart in- und auswendig beherrschen gelernt, so wird er die Schwierigkeiten, die beim Übergang vom Stufen- zum Notensingen auftreten, leicht überwinden.

*

Bisher war etwas viel von Methoden die Rede. Es ist doch aber so, daß, weil gerade der Gesangunterricht ohne Methode geführt wurde und vielfach noch geführt wird, die Erfolge so geringe gewesen und geblieben sind. Wenn irgend etwas folgerichtig ausgeführt wird, so sagen wir: darin liegt Methode! Also hinein mit der systematisch folgerichtig aufbauenden Arbeit auch in unser Unterrichtsgebiet! Die Methode allein macht's allerdings nicht; der Geist aber, in dem ihre Regeln in die Praxis umgesetzt werden, läßt Früchte reifen.

Die Frage, welche Art von Methoden, relative oder absolute, zu wählen sei, ist durch die Wirklichkeit bereits so gut wie zugunsten der ersteren entschieden. Unter den Relativmethoden wiederum kommt die Tonika-Do an erster Stelle in Frage, denn sie ist die anschaulichste und zur Selbsttätigkeit am besten anregende. Sie besitzt damit zwei Eigenschaften, die sie für unsere Verhältnisse als besonders gut geeignet halten läßt. Bei ihrer Wahl sind auch andere wichtige Fragen gelöst. Sie gibt den Unterrichtsweg zur Aneignung des Tonraumes durch ihre Arbeitsstufen an und zeigt dabei, wie nach Tonbeziehungen fortgeschritten werden soll. Die Überlegung gibt der Methode darin recht. Ein einigermaßen musikalischer Mensch besitzt nämlich ein Gefühl für diese Tonbeziehungen auf Grund seiner Veranlagung. Er findet zur gesungenen ersten Stimme einer Melodie eine freie zweite, und zwar entweder im Terzen- oder Quintenabstand. Gerade über die Art des Vorwärtsgehens innerhalb der Tonleiter bei ihrer Erarbeitung herrscht heute manche Meinungsverschiedenheit. Eitz baut eine Tonart nach der andern und aus der andern in linearem Weitergehen von Stufe zu Stufe auf. Das ist gesangtechnisch nicht richtig. Im Unterricht kann man die Wahrnehmung machen, daß beim langsamen Tonleitersingen die einzelnen Stufen nicht ganz tonrein getroffen werden. Jede folgende Stufe ist, wenn auch nur um einen Bruchteil, tiefer als die vorhergehende. Das kommt daher, daß die Töne nicht, wie bei einem Instrument (Klavier), fertig da sind, sondern erst durch die Kindeskehle gebildet werden müssen. Nicht immer geschieht das tonrein, da die Sekundenschritte viel schwieriger zu treffen sind, als weite Intervalle, z. B. Terzen. — Ein Klavier könnte auch gar nicht genau gestimmt werden, wenn die Arbeit nicht in Tonabständen, Quinten und Oktaven, ausgeführt werden würde.

Andere beginnen im Tonreich mit dem Singen von Intervallen. Das wird manchem noch aus der Seminarzeit her bekannt sein. So anfangen, heißt das Schwerste zuerst nehmen. Denn wer könnte vom Schüler ein Treffen der verschiedenen Arten von Intervallen, kleinen, großen, verminderten und übermäßigen, verlangen, ohne den Unterricht für ihn zum Greuel werden zu lassen. Sind die Tonbeziehungen aber erfaßt, so können am Ende der Erarbeitung des Tonreiches wohl Intervalle als „Singegymnastik" zu treffen versucht werden.

Nun noch etwas unterrichtlich Praktisches. Im Gesangunterricht begegnet man oft einer gewissen Zweiwegigkeit: Entweder wird ohne Methode unterrichtet und dabei die Lieder gedächtnismäßig eingeübt, oder aber man schreitet zur Erreichung der Singefertigkeit methodisch von Übung zu Übung fort, vernachlässigt aber das Lied. Beide Wege

sind ins Extreme verlaufen. Ein Gehörsingen ist nicht ganz von der Hand zu weisen, denn es stärkt das musikalische Gedächtnis und schärft das Gehör. Zuweilen wird es geradezu unumgänglich nötig bei der Einübung des Programms für eine unerwartete Feier. Dann ist bei Zeitmangel, und da dem planmäßigen Lehrstoff für eine sorgfältige Bearbeitung seine Zeit bleiben muß, nichts anderes übrig, als gedächtnismäßig zu üben. Das braucht trotzdem nicht geistlos zu geschehen. Die Melodie an der Tafel erleichtert es dem Schüler, den gehörten Ton nachzusingen. Wenn es aber nicht unbedingt erforderlich ist, so erarbeiten wir unsere Lieder. Das darf jedoch nicht ins andere Extrem führen, nur Übungen und wieder Übungen anzustellen und dem Liede eine nur kurze Zeit der Stunde zuzumessen. Das Lied soll vielmehr die Achse des ganzen Unterrichts sein, der Ausgangspunkt für jede Art der Übungen. Die Gesangstunde steht unter dem Thema eines Liedes. Alles, was nötig ist, eine tonreine, rhythmisch richtige und ästhetische Darbietung zu erlangen, ist Gegenstand der unterrichtlichen Arbeit. Das ministerielle Programm gibt im einzelnen an, welche Arten von Übungen angestellt werden sollen. Wenn das Lied den Inhalt der Stunde bestimmt, so dürfen rhythmische, Stimm-, Gehör- und Atemübungen nicht ohne Beziehung zu ihm sein. Alleinstehende Übungen sind weniger wertvoll. Föde sagt: Jede Phrase, jeder Melodiesatz soll ins Herz dringen und ein Verstehen dessen soll emporkeimen, was der Komponist mit Tönen zu unserm Herzen spricht. Dann wird die Melodie zu einem Erlebnis für das Kind. — Für die unterrichtliche Bearbeitung eines Liedes kann eine Regel nicht aufgestellt werden. Jedes Lied hat seine Eigenheiten, denen der Unterricht gerecht werden muß. —

Auch bei sorgfältigster Auswahl der Methode und gewissenhaftester Arbeit des Lehrenden entsprechen die Unterrichtserfolge oft nicht den Erwartungen. Jede Klassengemeinschaft besteht aus musikalisch ungleich veranlagten Schülern. Alle ohne Ausnahme können zum Notensingen nicht kommen, wie sie auch nicht alle zur Beherrschung des Stoffes anderer Unterrichtszweige gelangen. Darum geht es gar nicht so sehr, denn bei gleicher Förderung jedes Kindes erstreben wir keine Gleichmacherei. Der eine hat diese, der andere jene Talente. Wenn nur ½ bis ⅔ der Schüler jeder Oberklasse soweit gebracht sind, die Schwierigkeiten beim Notensingen überwinden zu können, so ist für verständigen Nachwuchs für das Musikleben gesorgt. Doch auch dies ist nicht das für uns maßgebendste. Nehmen alle unsere Schüler nur ein wenig Liebe zur Musik mit hinaus ins Leben, haben sie im Herzen nur etwas von der erfreuenden, mitreißenden und tröstenden Kraft der Melodien gespürt, dann ist alles gut.

Die Singgemeinde Bielitz

ladet zur

Beskiden-Singwoche

auf der Klementinenhütte bei Bielitz ein, die in der Zeit vom 22.—28. Juni d. J. stattfindet

Arbeitsplan: Gymnastik, Morgenfeier, Frühstück, Atem- und Stimmbildung, Lehre für Anfänger und Fortgeschrittene. Chorsingen. Instrumentalspiel. Nach dem Mittagessen Ruhestunde. Nachmittagsbeschäftigung ähnlich wie am Vormittag.

Beitrag 40 zł

Jeder fordere die von der Singgemeinde Bielitz herausgegebene Drucksache an; sie enthält alles Wissenswerte über die Singwoche.

Auskünfte erteilt: **Hilde Stagl, Bielsko** Woj. Śląskie, Sobieskiego 54 (Rückporto!)

Voranzeige.

Langenolinger Freizeit.

Die diesjährige Evangelische Religionslehrer-Jahreskonferenz und religionspädagogische Arbeitsgemeinschaft tagt vom

7. — 11. August.

Aus dem Verbandsleben.

Mitteilungen des Geschäftsführenden Ausschusses.

Vertreterversammlung in Gnesen.

Jeder Verein hat die Pflicht, wenigstens einen Vertreter zur Vertreterversammlung zu entsenden. Stimmberechtigt ist für je 20 Mitglieder eines Vereins 1 Vertreter.

Der heutigen Zeitung liegt ein Anmeldebogen bei, den alle Teilnehmer bis zum 5. Juni d. J. ausgefüllt an Herrn **Arnold Helmchen, Gniezno — Chrobrego 31**, senden müssen, **wenn sie in Gnesen Unterkunft finden wollen.** Für alle, die ihre Anmeldung rechtzeitig einreichen, kann trotz der schwierigen Unterbringungsmöglichkeiten Unterkunft besorgt werden. Wir bitten dringend darum, die Anmeldung rechtzeitig vorzunehmen.

Um den Forderungen des Versammlungsgesetzes gerecht zu werden, muß jeder Tagungsteilnehmer im Besitz einer gültigen Mitgliedskarte sein; eine Teilnahme an den Versammlungen ist ohne sie unmöglich.

Anträge für die Vertreterversammlung bitten wir baldmöglichst einzureichen; sie werden noch in diesem Monat veröffentlicht.

Diese Schulzeitung erscheint schon am 5., weil die Tagungszeit den Vereinen rechtzeitig angezeigt werden muß. Alle Vereinsnachrichten, die nicht mehr Aufnahme finden konnten, werden **in der nächsten Zeitung, die am 23. d. M. herauskommt**, veröffentlicht. Alle dafür bestimmten Einsendungen müssen **spätestens am 17. d. M.** hier sein.

Die Tagungszeitung mit dem ausführlichen Tagungsplan wird am 10. Juni erscheinen. Einsendungen müssen **bis zum 1. Juni** einlaufen, wenn sie veröffentlicht werden sollen.

Jendrike . Schmelzer

Nr. 8 wurde am 1. Mai abgeschlossen. Redaktionsschluß für Nr. 9 am 17. Mai.

Posener Bezirksverband

In Verbindung mit der **Vertretertagung** des Landesverbandes findet die diesjährige Versammlung unseres Bezirksvereins am **Montag, dem 19. Juni,** in **Gnesen** statt. Tagungsraum: Kubus-Loge, ul. Św. Mikołaja 1.

Tagesordnung:

11 Uhr: **Geschäftliches** (Jahresbericht, Kassenbericht, Anträge, Mitteilungen, Vorstandswahlen u. s. w.)

13 Uhr: Gemeinsames **Mittagessen**

Von 16 Uhr: **Vorträge** 1. Der Lehrer als Heimatforscher (Dr. Lück-Posen)
2. Wie ich Heimatkunde betreibe (Breyer-Sompolno)

20^{30} Uhr: Heimatabend

Unsere Mitglieder werden herzlichst zur Versammlung **eingeladen und gebeten,** die Veranstaltungen des Bezirksvereins und des Landesverbandes recht zahlreich zu besuchen. **Jeder Teilnehmer muß seine Mitgliedskarte bei sich haben.**

Zur Beachtung! Meldungen zur Teilnahme sind bis zum 5. Juni an folgende Anschrift zu richten: **Lehrer Arnold Helmchen, Gniezno, Chrobrego 31.** In der Mitteilung bitten wir anzugeben: 1. Zeit der Ankunft, 2. Wünsche betr. Unterbringung (Hotel oder Massenunterkunft), 3. Mitteilung, ob an dem gemeinsamen Mittagessen teilgenommen wird.

Zur Deckung aller Unkosten wird ein Teilnehmerbeitrag von 3 zł erhoben. Die Teilnehmerkarte berechtigt gleichzeitig zur Teilnahme an der Vertreterversammlung des Landesverbandes. Empfangsstelle: Loge, Św. Mikołaja 1.

Anträge müssen bis zum 10. Juni dem Vorsitzenden des Bezirksvereins eingereicht werden.

Der Vorsitzende des Kreislehrervereins Gnesen: Lück

Der Vorsitzende des Posener Bezirksverbandes: Nitzsche

Verbandsaufgaben für 1933/34.

Als Verbandsaufgaben für das nächste Jahr schlägt der G.-A. folgende Themen vor:

1. Bearbeitung eines Stoffplanes für Deutsch und Geschichte an Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in Polen.
2. Gesamtunterricht (Nauka łączna).

Jendrike. Schmelzer.

An alle Kassenführer!

Ich bitte dringend darum, die rückständigen Vereinsbeiträge schnellstens an mich abzusenden.

Hopp, Bundesschatzmeister.

Die Schriftleitung

bittet dringend um die Einhaltung der Einsendungstermine; nur dann ist eine rechtzeitige Veröffentlichung möglich.

Beschwerden über verspätete Bekanntgabe von Vereinsnachrichten erübrigen sich, wenn diese Nachrichten — wie es häufig vorkommt — erst nach erfolgtem Druck der Zeitung eingehen. Im letzten Halbjahr haben zahlreiche Sendungen an die Schriftleitung ihr Ziel nicht erreicht; die betreffenden Vereine werden gebeten, ihre Briefe eingeschrieben aufzugeben.

Vereinsbücherei.

Es wird dringend an die Einhaltung der vermerkten Abgabetermine erinnert; die Bücher u. Zeitschriften der Vereinsbücherei müssen jedem Bundesmitglied zugänglich sein.

Schmelzer.

Sitzungstafel.

Verein	Ort	Zeit		Tagesordnung
nesen	Kubusloge	27. Mai	16 Uhr	1. Arbeitswege eines zeitgemäßen Erdkundeunterrichts 2. Die Sprache als Bildnerin der Völker 3. Volksliedsingen
		28. Mai	7¾ Uhr	Fahrt ins Welnatal
Graudenz	Goldener Löwe	20. Mai	17 Uhr	Vortrag
Jarotschin	Deutsche Privatschule	21. Mai		1. Das geol. Prinzip im Erdkundeunterricht — Wendt 2. Selbstanfertigung von Lehrmitteln — Krüger
		11. Juni		Ausflug nach Antonin Vortrag: Das Heimatsprinzip — Müller — Rogowski
Kattowitz	Hospiz Wilhelmstal (Muchowiec) (Gartenrestaur. Rudzki)	10. Mai 24. Mai	19¼ Uhr 16 Uhr	Vortrag 1. Ehrung der Jubilare 2. Gemütliches Beisammensein mit Tanz
Päd. Ver. Königshütte	Hotel Graf Reden	19. Mai	19 Uhr	Vortrag: Herr Przyklenk über Geographieunterricht
Neutomischel	Kern	20. Mai	14½ Uhr	Vorträge: Heimatkunde nach Knospe (Pflaum) Berufsberatung (Schiller u. Foljanty)

Sitzungsberichte.

Bezirksverein Kattowitz.

Monatssitzung vom 8. März 1933.

Um allen Mitgliedern die Teilnahme an dem Dichterabend mit Dr. Hans Grimm zu ermöglichen, wurde das Sitzungsprogramm gekürzt. Nach den Begrüßungsworten durch den 1. Vorsitzenden und der Bekanntgabe des letzten Sitzungsberichtes folgten verschiedene Mitteilungen. — Herr Urbanek, Paul hielt ein Pressereferat. — Herr Kytzia setzte seinen Vortrag über die neue Landschule fort. Er sprach über das Schulgebäude und die Innenräume, die der neuzeitlichen Lehrform entsprechend ausgestattet sind. Die rege Aussprache und der große Beifall zeugten von dem großen Interesse für das Landschulproblem. — Mit dem Dank des 1. Vorsitzenden an beide Referenten schloß die Sitzung.

Anwesend waren 86 Mitglieder.

Zweigverein Nakel.

Unsere letzte Sitzung fand am Sonntag, dem 9. April statt. Zehn Mitglieder waren anwesend. Unsere Vorsitzende, Fräulein Poetz, hielt einen sehr schönen Vortrag über den großen Komponisten Richard Wagner und sein größtes Werk „Parsifal".

Adressen-Verzeichnis:

Paul Jendrike, 1. Vorsitzender, Bydgoszcz, ul. Grunwaldzka Nr. 44.

Fritz Hopp, Schatzmeister, Bydgoszcz, ul. Krasińskiego 8.

Richard Schmelzer, Schriftführer, Bydgoszcz, Aleje Mickiewicza 1, II.

Księgarnia W. Johne's Buchhandlung Legut, Sp. z o. o.

Am **Montag, dem 19. Juni 1933, vormittags 9 Uhr,** findet in den Räumen der Kubusloge in Gnesen, ulica Św. Mikołaja 1, die diesjährige

Generalversammlung

statt.

Tagesordnung:

1. Entgegennahme des Jahresberichts.
2. Beschlußfassung über den Revisionsbericht.
3. Genehmigung der Bilanz des Jahresberichts.
4. Verteilung des Gewinns.
5. Entlastung von Vorstand, Aufsichtsrat und Geschäftsführer.
6. Ersatzwahl.
7. Verschiedenes.

Bydgoszcz, den 5. Mai 1933.

Der Vorstand.

Jendrike. Hopp. Schilberg.

Büchertisch.

(Zu beziehen durch W. Johne's Buchhandlung, Bydgoszcz, Plac Wolności 1.)

Dr. Bernhard Bischoff: **Erziehung und Schulung an der Natur.** Frankfurt a. M. 1933. Verl. Moritz Diesterweg. 83 S., 26 Abb. Bestell-Nr. 8710. zł 4.40.

Verfasser, seit Jahren Studienrat an dem zur Zeit größten deutschen Gymnasium im abgetretenen Gebiet, der Goetheschule in Graudenz, beweist mit diesem gedankenreichen, höchst anregenden Werk in erfreulichster Weise, daß nicht nur die Lehrer im geschlossenen Sprachgebiet die Erziehungswissenschaft fördern, sondern daß auch außerhalb neue Wege gesucht werden. Daß ein angesehener reichsdeutscher Verlag es herausgebracht hat, zeigt, daß es von Bedeutung für das geschlossene Deutschtum ist. Was ihm aber seinen besonderen Wert für grenz- und auslanddeutsche Verhältnisse gibt, ist die Tatsache, daß es in starker Lebensbezogenheit auch Lehren aus der Natur auf diese überträgt.

Im ersten, über die Erziehung handelnden Teil des Werkes verlangt der Verfasser Einheitlichkeit und natürliche Zweckmäßigkeit des gesamten dargebotenen Erziehungsgutes. Er bekämpft: den Fachlehrer der sich mehr für das Fach interessiert als für die Schülerpersonen, die absolut allgemeine Bildung und tritt ein für zweckdienliche Allgemeinbildung, für willentragende Motive in der Gedankenwelt des Bildungsgutes.

Nach Ansicht des Verfassers sollte jede Schule universale Bildung und vollständige Schulung vermitteln. Unter Vollständigkeit der Schulung versteht er Schulung sowohl im Denken und Sprechen als auch in den heute immer noch vernachlässigten Tätigkeiten des Wahrnehmens und Handelns. Außer Schulung in der Richtung, um zu Wissen zu gelangen, verlangt er Schulung in der Richtung, wie Taten vorzubereiten sind.

Der Verfasser spricht über die Erziehung zum Sehen, Betrachten, Beobachten, Schauen und beginnt die unterrichtlichen und erzieherische Einweihung zum größten Teil mit Gesichtswahrnehmungen. Von der guten Beobachtung verlangt er vier Eigenschaften: Richtigkeit, Reinheit, Genauigkeit, Vollständigkeit.

Im methodischen Teil zeigt der Autor, wie man an der Natur auf Grund der untersuchend-fortschreitenden Methode das geistige Erkenntnisvermögen schulen kann, weist an zahlreichen Beispielen der makro- und mikroskopischen Naturwelt Wege zur Volks-, Gemeinschafts- und Religionserziehung nach, indem er Naturobjekte zuerst fachlich behandelt, dann Betrachtungen daran knüpft.

Wenn das Buch auch in erster Linie für Naturwissenschaftler wichtig ist, so geben doch besonders die ersten, allgemeineren Teile auch den Vertretern der anderen Fächer reiche Anregungen, und deshalb kann es allgemein warm empfohlen werden. Dr. A. Lattermann.

Ein Heimatbuch der Deutschen Wolhyniens.

In der von Viktor Kauder herausgegebenen Schriftenreihe „Deutsche Gaue im Osten" erschien in diesen Tagen als dritter Band das „Heimatbuch der Deutschen Wolhyniens" — Geschichte, Volkskunde, Lebensfragen. Als Verfasser zeichnen Karasek-Lück. Zum erstenmal wird uns hier ein umfassendes, höchst anschauliches Bild von diesem deutschen Volkssplitter entworfen. 50 000 Deutsche verteilen sich auf etwa 400 Siedlungen auf einem Flächenraum von 25 000 Quadratkilometern. Ihrer Abstammung nach sind sie zu 10 Prozent Oberdeutsche, zu 15 Prozent schlesische „Hockerlinger" und zu 75 Prozent Weichselniederunger. Eingewandert sind sie hauptsächlich in den Jahren zwischen 1863 und 1875. Was haben nun diese Deutschen dort für das Land geleistet? Wolhynien ist kulturell jüngstes Neuland. Denn von diesen Deutschen lernten die Ukrainer erst die Fruchtwechselwirtschaft und Düngung kennen, den eisernen Pflug statt der „Socha", den vorher ganz unbekannten Brunnenbau und den Schornstein, im Hausbau den Bohlenbau statt der Blockbauten, beim Scheunenbau den Riegelbau statt des Flechtwerks. Die Deutschen legten Sümpfe trocken und rodeten Wälder. „Setz den Deutschen auf einen Stumpen oder Stein, er wird wachsen und Brot haben!" So lautet ein ukrainisches Sprichwort dort. Deutsche gab es freilich schon seit dem 13. Jahrhundert in Wolhynien, vor allem Handwerker und Kaufleute in Wladimir und Luck. 1540 ernannte Sigismund I., der Alte, den Deutschen Bernhard von Prittwitz zum Starosten von Bar, der zwölf Jahre lang mit seiner leichten Reiterei Wolhynien vor den Tataren verteidigte, indem er sie in ihren eigenen Wohnsitzen angriff und ihnen in diesem Zeitraum 70 Gefechte lieferte, die er alle siegreich bestand. Ein polnischer Chronist nennt ihn „die Mauer der podolischen Lande". Und in Liedern wurde er vom dankbaren Volke besungen: „Za pana Pretwica spała od Tatar granica!" — Willibald Besser, ein preußischer Offizierssohn, hat die Grundlagen geschaffen für die botanische Wissenschaft in Wolhynien. Von 1809 bis 1831 wirkte er an der berühmten, von Tadeusz Czacki errichteten Hochschule in Kremenz: „Liceum Krzemienieckie". Über 12 000 verschiedene Pflanzen zählte der Botanische Garten bald dank Bessers unermüdlichem Fleiße. — Und der Breslauer Baumeister Gottfried Hoffmann baute das schönste und imposanteste Denkmal wolhynischer Kirchenbaukunst, das orthodoxe Kloster in Poczajów (Poczajowska Lawra), das in seinem Bau an das Donaukloster Mölk erinnert, in den Jahren 1771 bis 1792. — Der Thorner Ephraim Schröger erbaute 1780 den stolzen Palast der Grafen Chodkiewicz in Tutschin. — Ein sächsischer

Oberförster legte auf den Gütern der Fürsten Czartoryski in Horodnica die erste moderne Forstkultur in Wolhynien an. Zahlreich sind die Namen der Ärzte, Baumeister, Maler und Lehrer, die dort in Wolhynien gewirkt haben. — Zurück zur Gegenwart. Das Heimatbuch erzählt uns auch von der völkischen Sonderart der Deutschwolhynier, die in ihrer Abgeschlossenheit und Weltabgeschiedenheit viel stärker noch in altem Brauch und Sitte wurzeln, als das sonst bei den übrigen Deutschen in Polen der Fall ist. Bemerkenswert ist der starke religiöse Zug beim Deutschwolhynier. Sage, Sang und Schwank, Sprichwort und Spruch, Volksrätsel und Märchen, all das hat ein besonderes Gesicht, eine besondere, eben wolhynische Prägung. Wie schön und reich und eigenartig ist der festliche Jahreskreis des Deutschwolhyniers mit seinem Neujahrswünschen durch die Schulkinder mit dem Kantor an der Spitze, der Fasching mit seinen „Puschken", seinem Mummenschanz und mit dem „Einäschern", Ostern mit dem „Weckgang" der jungen Mädchen, mit dem Auferstehungssingen des Kantors vom Dach des Bethauses vor Tagesanbruch, mit dem „Schwirren" und „Stippern" des jungen Volkes; Pfingsten mit dem „Pingschtelämmel" und der Sitte des „Pfingstquacks"; die Erntezeit mit ihrem „Pimpek", einer Spinnstube, Federhochzeit und „Bindelweil"; und schließlich Weihnachten mit dem „Pelzebück" und der Sitte des „Streitens". Eine eigentümliche Kantorenkultur weist Deutschwolhynien auf. Heute aber ringt das wolhynische Deutschtum um eine neue Schule, um eine bessere Volksbildung, denn damit steht es übel. Möchte doch diese Volksbildung möglichst organisch aus dem Mutterboden des deutschwolhynischen Volkstums erwachsen, ohne alle falsche Bildungspolitur und falschen Bildungsfirnis, damit Bräuche und Sitte frisch und lebendig erhalten bleiben und nicht einer falsch verstandenen „Kultivierung und Zivilisierung" zum Opfer fallen! Das deutschwolhynische Volk braucht verständnisvolle Volksbildner, die es mit linder, behutsamer Hand bilden und formen. — Eine beigefügte Siedlungskarte gibt Aufschluß über die Verteilung der Deutschen in Wolhynien. — Noch einige kleine Daten: 90 Kantoratsschulen haben die Deutschwolhynier, aber fast keine seminarisch gebildeten Lehrer. Und 50 000 Deutsche haben keinen einzigen deutschen Arzt. — — — Meßlin.

*

Räuberhauptmann Klimczok.

Wer Bielitz und die schlesischen Beskiden kennt und liebt, wird gern zu dem Buch greifen, das uns der Lehrer und Schriftsteller Karl Herma als Geschenkband beschert hat. Erschienen ist das Buch im Verlage von Ernst Pollak, Berlin W. 10. Preis 5 Zloty. Der Roman führt uns nach Bielitz gegen Ende des 17. Jahrhunderts und zeigt uns die sagenumwobene und von einem romantischen Hauch umsponnene Gestalt des Räuberhauptmanns Klimczok. Klimczok ist als Räuberhauptmann freilich keine einzigartige Erscheinung. Er hat gemeinsame Wesenszüge etwa mit den Helden aus Schillers „Räubern", mit anderen großen deutschen Räubern, und wenn man sich auf Polen beschränken will, mit dem größten Räuberhauptmann der ganzen Ostkarpathen, Dobusz. Sowohl Klimczok als Dobusz werden durch persönlich erlittenes Unrecht auf den Weg der Gewalt gegenüber der Gesellschaft getrieben. Beide überfallen vorwiegend Gutsbesitzer, Kaufleute, reiche Geistliche, gegen beide muß Militär aufgeboten werden, beide unterstützen die Armen und werden auch wieder von ihnen geschützt, vor den Häschern verborgen, beiden droht Verrat von einem Weibe, beide enden schließlich am Galgen. Beide leben nicht nur in zahlreichen Sagen, Erzählungen, Gedichten, sondern auch in der lebendigen Überlieferung des Volkes, vor allem der Bauern, fort. So lautet der erste Vers eines ukrainischen Gedichts über Dobusz auf deutsch etwa: „Ihr lieben Leute, habt Ihr schon von Dobusz gehört, den die Tiere fürchten, nach dem die jungen Weiber und die Mädchen vor Sehnsucht sterben? Das ist unser Dobusz, unser Ruhm, unser Hauptmann auf dem Vorgebirge, schön, schön wie ein Kaisersohn, 24 Jahre alt!"

Sind Dobusz und Klimczok etwa identisch? Ist Dobusz nur etwa der ukrainische Abklatsch des Schlesiers Klimczok oder umgekehrt? Ist es einfach der Volksheld, der für das unterdrückte Recht kämpft in völkisch verschieden verbrämten Zügen? Gewiß nicht, schon rein geschichtlich nicht. Denn Klimczok lebte im 17. Jahrhundert und Dobusz in der napoleonischen Zeit, also vor reichlich hundert Jahren. Er wurde in Stanislau gerichtet. Aber Klimczok wie Dobusz sind freilich Beweise, wie stark in der menschlichen Brust das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit verankert ist, Beweise, die auch dann als solche wertvoll sind, wenn Klimczok und Dobusz nicht geschichtliche, sondern nur sagenhafte Gestalten wären. So viel zum Vergleich.

Der Klimczok, den Herma im Roman gezeichnet hat, hat viele ritterliche und sympathische Züge. Er ist recht anschaulich dargestellt, auch in seiner Liebe zu Evi. Der ungarische Bandenführer Petrocji, der Bielitz bei Nacht und Nebel überfällt und plündert, steht bildhaft vor Augen, obwohl der Verfasser ihn nicht breit und ausführlich behandelt hat wie den Helden des Buches. Der Bürgermeister Coroncay hinterläßt trotz mancher liebenswerter Eigenschaften zwiespältige Gefühle beim Leser, denn es fehlt ihm die ruhige, unbeirrbare Sachlichkeit in der Behandlung des Falles Klimczok. Etwas schattenhaft fällt die Gestalt des Rates Perstenius aus, des Vaters von Evi. Der Leser erwartet eine Haupt- und Staatsaktion des Bürgermeisters gegen Perstenius, da angeblich viel Material gegen ihn gesammelt ist. Es kommt nicht dazu. Und doch hätte ein Hochverratsverfahren mehr Licht auf ihn geworfen. Stofflich ist die Auswahl der Taten Klimczoks gut und geschickt, wenn auch manches etwas unwahrscheinlich anmutet. Die einzelne Episode läßt öfters einen mehr geschlossenen und strengeren Aufbau als wünschenswert erscheinen, als es der Fall ist. Dadurch würde das ganze Buch nur gewinnen. Ein liebliches und feines Geschöpf ist dagegen Evi. Was die Sprache anbelangt, so merkt man es sofort, daß es sich hier um das Schaffen eines Süddeutschen handelt. Das erkennt man an vielen Redewendungen, am Wortschatz, teilweise am Satzbau. So wird es dem Norddeutschen sofort auffallen, wenn es etwa heißt „Eine feine Kunde", nicht im Sinne von Botschaft, Nachricht, sondern da, wo der Norddeutsche sagt „Ein feiner Kunde". Aber das sind Gegebenheiten, die wohl im Sprachgefühl und in der Sprachgewöhnung des Norddeutschen oder des Süddeutschen wurzeln. Es sind schließlich kleine Unebenheiten und Schönheitsfehler, die uns nicht den Blick dafür trüben können, daß Karl Herma die noch so arme, bodenständige und heimatverbundene Literatur des deutschen Volkssplitters in Polen um eine köstliche Gabe bereichert hat. Wir hoffen und erwarten noch viel von ihm. Sehr schön und schlicht wirkt das Titelblatt mit dem Torbogen von Bielitz. Meßlin.

*

Naturwissenschaftliche Monatsschrift „Aus der Heimat". Jahrgang 1932. Verlag der Hohenlohe'schen Buchhandlung Ferdinand Rau, Öhringen u. Stuttgart-S. Gustav Siegle-haus. 364 Seiten Text, 213 Abbildungen im Text und 64 Tafeln mit 135 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, 428 Seiten mit zusammen 348 Abbildungen, gebunden RM. 4.50, in 12 Heften mit zwei Buchbeigaben gegen den jährlichen Mitgliedspreis von RM. 9.20 einschließlich Porto.

Der 45. Jahrgang der bekannten Zeitschrift des D. L. V. f. N. „Aus der Heimat" stellt sich seinen Vorgängern würdig zur Seite, ja übertrifft sie noch durch Reichhaltigkeit des Inhalts und Vermehrung des Bildmaterials und kommt dadurch dem Bedürfnis nach Anschaulichkeit und schönen Bildern sehr entgegen. Die Zahl der schwarzen Kunstdrucktafeln ist auf 64 gestiegen, darunter verdienen die 32 Tafeln, die der Schriftleiter Prof. Dr. Georg Wagner zur Illustration seines vorzüglichen Aufsatzes „Beobachtungen am Meeresstrand" beigesteuert hat, besondere Hervorhebung. Von den, von hervorragenden Naturwissenschaftlern verfaßten Artikeln behandeln 38 die Biologie der Tiere und Pflanzen und 2 die Menschenkunde; der Geologie, Mineralogie und Paläontologie sind 11 Arbeiten gewidmet. Sechs Beiträge sind aus dem Gebiete der Chemie, Physik und Astronomie entnommen und 4 behandeln allgemeine naturwissenschaftliche Themen, darunter ist im Goethejahr selbstverständlich ein gründlicher umfangreicher Aufsatz über „Goethe als Naturforscher". Es kann wohl von allen Aufsätzen gerühmt werden, daß sie nicht nur einwandfreie naturwissenschaftliche Studien enthalten, sondern auch für den Unterricht in Naturkunde eine wertvolle Fundgrube bilden. Besonders gilt dies aber von speziell methodisch aufgezogenen Abhandlungen wie „Bilder aus dem biologischen Arbeitsunterricht" von Studienrat Dr. H. Linder, oder „Wie ich meinen Schülern die chemische Zusammensetzung des Wassers zeige" von Professor Dr. H. Bach. Zahlreiche Artikel leiten zu eigenen naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Forschungen an, insbesondere sind hier die zahlreichen „Kleinen Mitteilungen" jedes Heftes zu nennen.

Die Zeitschrift ist für jeden Naturfreund eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung, für den Naturwissenschaftslehrer ist sie unentbehrlich. Wir können das Abonnement dieser an der Spitze marschierenden naturwissenschaftlichen Zeitschrift bestens empfehlen.

Nachruf

Am 6. April verschied nach längerer Krankheit unser Vorstandsmitglied

Fräulein

Bertha Pallaske

nachdem sie viele Jahre am hiesigen Lyzeum und am Privaten Deutschen Gymnasium gewirkt hatte. Ihre große Gewissenhaftigkeit, ihre treue Pflichterfüllung und ihr gründliches Verständnis für ihre Berufsarbeit sichern ihr ein bleibendes Andenken.

Der Deutsche Lehrerverein zu Lissa (Leszno)

Einführung in die Geopolitik

Von Prof. Dr. K. Hennig und Studienrat Dr. L. Körholz

Mit 32 Karten im Text. Kart. RM 2.60 (Best.-Nr. 5240)

Zum erstenmal ein billiges Buch über dieses reizvolle Gebiet, das — ungemein fesselnd und eindrucksvoll geschrieben — auch weiteren Kreisen einen guten Einblick bietet. Im Jahre 1931 erschien die „Geopolitik" von Prof. Dr. K. Hennig, das Werk, das die exakte Grundlage der jungen Wissenschaft gelegt hatte, in 2., erweiterter Auflage. Seitdem kamen aus der Öffentlichkeit vielfach Anregungen, es möchte neben diesem umfangreichen, nicht jedermann zugänglichen Werk eine knappgefaßte, billige und volkstümliche Einführung in die Geopolitik geschaffen werden. Diese bringt nun das vorliegende Buch, das keine Voraussetzungen an umfassendes politisches und geschichtliches Wissen stellt. Der gereifte Mensch, der es liebt über geopolitische Probleme nachzudenken, wird die dort gebotenen lebendigen Gedankengänge gern verfolgen, die aber auch die erwachsene Jugend interessieren werden. Das Buch bringt alles Wesentliche aus dem reichen Stoffe und erläutert es an zahlreichen geschichtlichen Beispielen und vielen instruktiven Kartenskizzen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zu beziehen durch

W. Johne's Buchhandlung

Bydgoszcz, Pl. Wolności 1 — ul. Gdańska

Wir empfehlen zu besonders günstigem Preise

A. E. Brehm:

Das Leben der Säugetiere

zł 9.90

Dieses Werk ist der sogen. 3 bändige „Arbrem", das ist der Teil der Brehmschen Tiergeschichte, der von Brehm selbst geschrieben wurde. Die 3 Bände sind in einem Ganzleinenband zusammengefaßt und enthalten 75 Bildtafeln oder sind auf holzfreiem Papier gedruckt. Der Umfang beträgt 740 Seiten. — Das Werk eignet sich auch vorzüglich als Geschenk für die ältere Schuljugend.

W. Johne's Buchhandlung

Bydgoszcz, Pl. Wolności — ul. Gdańska

ERNST HEYWANG:

Was ist Arbeitsschule? Antwort in Lehre und Beispiel. 3. Aufl. Pr. 1.70 RM, geb. 2.40 RM

„Heywang gehört zu jenen Arbeitsschulmethodikern, die etwas zu sagen haben. Seine Bücher über die Arbeitsschule haben weiteste Verbreitung gefunden. Auch die vorliegende Arbeit ist überaus lesenswert."

Österreichische Pädagogische Warte.

Werkarbeit und Landschule. Pr. 1.05 RM

„Als gründlicher Kenner gibt der Verfasser seine interessanten Ausführungen, die begründen, daß die Handbetätigung in der Landschule nicht die umfassende Rolle spielen kann, wie in der Stadtschule, von der naturgemäß die Bewegung ausging . . . Das Ziel der Schule sei nicht Wirtschaft, sondern der Mensch selbst. Geschickt eingeflochtene Ansichten und Urteile führender Pädagogen sind beleuchtet. Der Schluß bringt die Erkenntnis, daß die Schule nicht an allen Orten mit den gleichen Mitteln arbeiten kann, sondern ihre Hilfen finden muß aus den Umständen und Nöten, in die sie gestellt ist. Eine Studie, die manche willkommene und wertvolle Anregung enthält und verdient, recht viel gelesen zu werden."

Deutsche Blätter.

Das Märchen in der Landschule. Pr. 1.50 RM, geb. 2.20 RM

„Dieses Buch gehört zu den seltenen Erscheinungen der pädagogischen Literatur, die in einem Zuge genossen werden können. So stark ist der Anreiz des Denkens."

Heimatlebenskunde.

Jugendbühne und Landschule. Pr. 1.10 RM

„Heywang, der ja durch seine Bestrebungen zur Hebung der Landschule in der Lehrerwelt bekannt ist, will mit dieser Schrift Bahn brechen dafür, daß auch daß volksbildnerisch so hochbedeutsame Jugendspiel in der Landschule eine Pflegestätte findet, zu ihrem eigenen Heile und zur Förderung einer wahren Volkskultur. Was er sagt, zeugt von einem warmen Verständnis für die inneren Nöte des Landvolkes und ist überaus beachtenswert, und sein Beispiel eines rechten schöpferischen Jugendspiels dürfte jeden tüchtigen Lehrer anregen, in seiner Schule in gleichem Sinne zu arbeiten. Möchte die Schrift von recht vielen gelesen werden."

Deutsche Blätter.

Der Aufsatz in meiner Schule. Pr. 1.80 RM

Das Volkslied in der Landschule. Pr. 1.50 RM

„. . . eine tiefangelegte Arbeit über das Volkslied in der Landschule."

Schulpflege.

„Der überraschende Reichtum der mitgeteilten Melodien 6- und 7jähriger Kinder (in einem Fall 30 Varianten eines Motivs!) würde kaum glaublich erscheinen, wenn nicht der Name des Verfassers ihre volle Authentizität verbürgte."

Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Pädagogik.

Religionsunterricht und Arbeitsschule. Pr. 0.45 RM

„Ein Buch, das mit klaren Begriffen arbeitet . . . Sie (die Arbeitsschule) hat eine ungeheure Bedeutung für die Fortentwicklung der Methodik gehabt; aber sie darf keine neue Schablone für alle Fächer werden. Die Vorzüge und Grenzen des Arbeitsschulunterrichts im Religionsunterricht werden scharf gezeichnet. Ein wertvolles und anregendes Büchlein."

Preuß. Lehrerzeitung.

Die Raumlehre in der Landschule. 2. Aufl. Pr. 2.30 RM, geb. 3.— RM

„Erfrischende Ausführungen über lebenswahren Arbeitsunterricht in der Erfassung von Flächen- und Raumformen."

Leipziger Lehrerzeitung.

„Jede Lehrkraft, die sich irgendwie mit Geometrie beschäftigt, nehme das Büchlein zur Hand. Sie wird einen Gewinn davon haben."

Württembergische Lehrerzeitung.

Die Stillarbeit. Pr. 1.25 RM

„Das Verdienst des Verfassers ist darin zu suchen, daß er mit Ernst und Nachdruck auf eine höchst bedeutsame Seite des praktischen Schullebens hinweist, auf Fragen, die künftig mit allem Eifer angefaßt und gelöst werden müssen, wenn unsere Volksschule wirklich mit ihrer ganzen Tätigkeit, mit allen in ihr liegenden Möglichkeiten dem Arbeits-, dem Bildungsgedanken dienen will. Wir wünschen dem Büchlein viele eifrige und nachdenkliche Leser."

Schulanzeiger für Oberfranken.

Die Helfer. Pr. 1.05 RM

„Die Schrift über die Helfer rührt an die Fragen der Arbeitsgestaltung der ländlichen Schule, deren Erörterung nicht nur eine Notlösung für die Landschule ist, sondern auch große Bedeutung hat für die Formung der Arbeit der Schule überhaupt. Was Heywang von den Ordnern, den Pflegern und den Helfern sagt, sollte weitere Beachtung finden."

Neue Landjugend.

Sämtliche Hefte (mit Ausnahme vom „Aufsatz") in einem Bande in Ganzleinen geb. nur 12.50 RM.

Herm. Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza

Zu beziehen durch

W. Johne's Buchhandlung

Bydgoszcz, Pl. Wolności 1 — Gdańska 160

Hinweis: Das Unterrichten — ein künstlerisches, ein wissenschaftlich begründetes, ein sittliches Tun. So lautet ein der heutigen Nummer beiliegender Prospekt des bestens bekannten pädagog. Verlages **Ernst Wunderlich, Leipzig.** Wir empfehlen unseren geschätzten Lesern, diesem Prospekt besondere Beachtung zu schenken.

Gedruckt bei A. Dittmann in Bromberg. 33769